

"Ein neuer Kolumbus" : Ferdinand Kellers Entdeckung einer Welt jenseits der Geschichtsschreibung

Autor(en): **Trachsel, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **71 (2004)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1045428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ein neuer Kolumbus» – Ferdinand Kellers Entdeckung einer Welt jenseits der Geschichtsschreibung

Martin Trachsel

An einem freundlichen Frühlingstag Ende April 1832, als sich der Tag bereits zum Abend wendet, schreiten wir in Gedanken einem schattigen, leicht ansteigenden Weg folgend durch ein Wäldchen über Zürich. Oben wird sich der Blick über den See und die Stadt öffnen – doch zuvor fällt unser Auge auf eine Gruppe von Leuten. Arbeiter mit Hacke und Schaufel stehen da etwas vom Weg entfernt, neben ihnen ist der Boden aufgerissen, das Tagwerk unterbrochen. Ein eher zierlicher Herr spricht zu ihnen, hat Staub an den Stiefeln, aber seinem Anzug nach kommt er aus der Stadt. Und während uns der Weg näher führt, unterbricht Gelächter das Zwitschern der Vögel. Ein Lächeln umspielt die Lippen des Herrn, der sich darüber freut, was sein Scherz ausgelöst hat, und sein Blick sagt: «Jetzt hab' ich sie, jetzt hören sie mir zu.» Ins verebbende Lachen hinein fährt er fort, hält ein kleines, unbestimmtes Etwas in einen Lichtstrahl, der durch das Blätterdach dringt. Wie wir uns an der kleinen Gruppe vorbei der Stadt zu bewegen, erreichen unser Ohr Wörter wie «Engeland», «Celten» und «Vorväter». Unser kurzer Gruss bleibt ungehört und für einen Moment erhaschen unsere Augen ein paar Knochen am Boden, schwarze Scherben, und in den feinen Fingern des Herrn ein schmales Stück grün angelaufenes Metall. Während wir das Grüppchen langsam hinter uns zurücklassen, gleitet unser Blick durch die sich weitenden Äste auf das Blau des Sees, doch unsere Gedanken weilen noch beim eben Gesehenen. Sind wir diesem etwas eigenwilligen Herrn nicht schon einmal begegnet? Ist das nicht der junge Keller, der vor kurzem krank aus der Fremde zurückgekommen ist? Der hätte doch Pfarrer werden sollen, ist jetzt aber Lehrer und hat – wie vorhin – immer einen launigen Spruch auf den Lippen...

Johann Ferdinand Keller: Entdecker der Pfahlbauten – und sonst?

In unserem Gedankengang sind wir Zeugen eines Augenblicks geworden, der dem bis anhin weder ereignislosen noch uninteressanten, aber doch ungerichteten Leben eines nicht mehr ganz jungen Zürchers (Abb. 1) eine neue und bemerkenswerte Bahn weisen sollte. Doch bevor wir diesem Teil seines Wirkens nachspüren, der ihm neben dem Orden der Ehrenlegion und dem Nordstern des schwedischen Königshauses den inoffiziellen und nicht unbestrittenen Titel des «Entdeckers der Pfahlbauten» einbringen sollte, lohnt sich ein Blick auf die anderen Aspekte seiner mehr als achtzig Lebensjahre.



Abb. 1. Johann Ferdinand Keller (1800–1881) im Jahr 1838. Zeichnung von Johannes Notz. (Archiv AGZ, Foto Martin Bachmann)

Lücken und Tücken biographischer Quellen

«Wenn alte Leute etwas erzählen sollen, so gerathen sie in's Plaudern und schwatzen ausführlich von dem was man nicht wissen will. Es war übrigens als wir schrieben, in unserer antiq. Boutique zu heiss, etwa +24°R., und unmöglich beim Verstand zu bleiben.»¹ Mit diesen selbstironischen Worten kommentierte der greise Ferdinand Keller jene knappe, autobiographische Skizze, die er ein Jahr vor seinem Tod Rudolf Jucker, dem langjährigen Pförtner und Grabungsleiter im Dienste der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich (AGZ), in die Feder diktierte.² Ihm war bewusst, dass diese Worte auch veröffentlicht würden, und wie jeder Mensch in dieser Situation hat er die Kanten geglättet und manches ausgelassen, das ihm unwichtig oder peinlich erschien. So wissen wir über wenige Aspekte seines Lebens viel und über viele wenig. In den ersten Biographien³ liessen sich diese spärlichen Angaben noch mit Erzählungen von Leuten ergänzen, die zumindest den älteren Ferdinand Keller gekannt und erlebt hatten, während heute nur archivalische Fleissarbeit ein klein wenig Neues zu Tage fördern kann.

Seinem rastlosen Lern- und Lehrtrieb folgend schrieb Keller unzählige Briefe, Artikel und Hefte, doch fehlten ihm Fleiss und Stetigkeit, wie sie das Verfassen umfangreicher Bände oder das Führen von Tagebüchern erfordert hätten. Die wichtigste Quelle sind deshalb die Briefe, die er an Freunde und Kollegen schrieb bzw. von diesen erhielt. Aber wie die Korrespondenz anderer früher Archäologen der Schweiz ist diese bisher nicht systematisch erfasst und ausgewertet worden. Die Zuschriften mit archäologischem Inhalt, die Keller ab 1837 erhielt, bilden den Hauptteil der rund 16 000 Briefe im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft. Die von Keller verfassten Briefe sind, weil er keine Kopien zurückbehielt, vorwiegend in den Nachlässen jener

Altertumsforscher erhalten geblieben, die den Zürcher Forscher überlebten. So hat Keller beispielsweise die inhaltlich brisanten Briefe an seinen langjährigen Vertrauten Oberst Friedrich Schwab in Biel nach dessen Ableben zurückverlangt und vernichtet. Die eine oder andere Lücke in Kellers Biographie wird hier anhand einiger bisher wenig beachteter Dokumente geschlossen, wofür im Gegenzug manche der bekannten Fakten eher kurz gehalten werden sollen.

Ein langes Leben in kurzen Worten

Johann Ferdinand Kellers Ankunft auf Erden umweht ein Hauch des Märchenhaften, wurde er doch am letzten Heiligabend des 18. Jahrhunderts, am 24. Dezember 1800, im Schloss zu Marthalen geboren. Ihm selbst war dieses Datum irgendwie peinlich, denn in seiner autobiographischen Skizze schrieb er nur «Ende Dezember». Der Vater, Heinrich Keller, war allerdings kein Schlossherr oder König, sondern wie dessen Vater «nur» Goldschmied und Bürger der Stadt Zürich. Andauernder Kränklichkeit wegen war er aufs Land nach Marthalen gezogen, wo er Anna Hablützel, sie entstammte einem angesehenen Bauerngeschlecht, aus dem benachbarten Trüllikon kennen gelernt und geheiratet hatte. Um ihrem Sohn eine ausreichende Schulbildung zu ermöglichen – seine um drei Jahre jüngere Schwester wird in Ferdinand Kellers Lebensskizze mit keinem Wort erwähnt – zogen die Eltern 1806 nach Winterthur und 1811 nach Zürich. Dort absolvierte der junge Ferdinand⁴ zunächst das Gymnasium, widmete sich anschliessend philosophischen und theologischen Studien und schloss in letzterem Fach ab, weil in Zürich damals noch keine andere Möglichkeit bestand. Am 13. September 1825 wurde er «in Folge der gesetzlichen Prüfungen vor dem Kirchenrathe des Eydgenössischen Standes Zürich (...) feyerlich ordiniert und unter die christlichen Religionslehrer reformierten Bekenntnisses aufgenommen», was ihm erlaubte, den Titel V.D.M. (Verbi Divini Minister) zu führen. Seine Examensarbeit behandelte den Gottesbeweis, doch gibt Kellers weiteres Leben keinen Anhaltspunkt dafür, dass die Religion darin einen zentralen Platz eingenommen hätte, was auch im Urteil seiner Lehrer durchscheint: «Keller war immer etwas lebhafter, unruhiger und zerstreuter; an Verstand und Gewandtheit des Geistes fehlt es ihm nicht und im letzten Kurse hat er sich auch im Theologischen mit mehr Ernst und Interesse umgesehen.»⁵ Die hier beschriebenen Charakterzüge werden von Kellers lebhafter Ausdrucksweise in den Briefen und von seinem unsteten Wandern und Forschen ebenso bestätigt, wie von der Nachlässigkeit, mit der er Briefe nur mit «Dienstag abends» datierte oder die Jahre seiner Entdeckungen und Publikationen durcheinander brachte.

Doch zunächst begann er weder zu forschen noch zu schreiben, noch wandte er sich dem geistlichen Stande zu, für den «er keine besondere Vorliebe» empfand. Wie viele junge Männer seiner Generation kehrte er seiner Vaterstadt mangels geeigneter Institutionen den Rücken zu und begab sich zum weiteren Studium in die Fremde. Nach einigen Monaten Sprachaufenthalt in Lausanne zog es ihn im Frühjahr 1826 nach Paris, wo er naturwissenschaftliche Vorlesungen an der Sorbonne und am Collège Royal und noch eifriger die Museen und Sammlungen der französischen Hauptstadt besuchte. Im gleichen Jahr machte Henry Seymour (1776–1849), ein wohlhabendes

Mitglied des englischen Parlaments, auf seiner Schweizerreise Station in Zürich und fragte dort den angesehenen Gelehrten Johann Caspar von Orelli (1787–1849), ob er unter seinen ehemaligen Schülern nicht einen geeigneten jungen Mann wisse, der bereit wäre, als Hauslehrer für seinen Sohn Henry Danby (1820–1877) nach England zu kommen. Und so erhielt Ferdinand Keller Ende 1826 in Paris Besuch von Henry Seymour und ohne zu zögern folgte er diesem nach England.

Die darauf folgende Zeit (Abb. 2) fasste Ferdinand Keller 1880 in einem Satz zusammen: «Hier verlebte derselbe theils in der Hauptstadt, theils in verschiedenen Villen des Landes vier Jahre, während welcher die Insel & in zweimaligem Besuche auch ein Theil des Continentes in starken Eilmärschen durchfahren wurde.» Nach einigen im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft erhaltenen Skizzen und Zeichnungen Kellers führten ihn diese Reisen an den Mittelrhein, nach Belgien und in die Niederlande. Diese biographische Lücke ist besonders aus wissenschaftlicher Sicht bedauerlich, weil in genau diesen Jahren sein Interesse für Archäologie geweckt wurde. Sicher ist nur, dass er die Sammlung des Sir Richard Hoare in Wiltshire mehrmals besuchte und dass er die mit Grabhügeln und anderen vorgeschichtlichen Monumenten wie Stonehenge übersäte Salisbury Plain aus eigener Anschauung kannte.⁶

Ferdinand Keller war auch Besucher am grossen Festakt, mit dem am 15. September 1825 die erste kommerzielle Bahnlinie, die Strecke Liverpool–Manchester, eröffnet wurde, ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung, das aber nicht nach Plan verlief. Im Getümmel beim Zwischenhalt in Parkside wurde der frühere Premierminister William Huskisson (1770–1825) von einer Lokomotive überrollt. Obwohl einer der Züge ihn innerhalb von 25 Minuten zur Behandlung ins gut 17 Meilen entfernte Eccles fuhr und dabei mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 58 km/h einen neuen Weltrekord aufstellte, war Huskisson nicht mehr zu retten und wurde zum ersten Todesopfer des Eisenbahnverkehrs.⁷ Keller wurde zwar nicht vom Zug erfasst, doch auch sein Leben erfuhr auf der Eröffnungsfeier einen gravierenden Einschnitt, da er sich offenbar bei diesem Anlass ein Leberleiden zuzog. 1826 kehrte er nach Zürich zurück, wo er sich auszukurieren hoffte, doch vergebens. Er lebte und arbeitete zwar noch ein halbes Jahrhundert, konnte sich von seinem Leiden aber «nie mehr gehörig befreien». Immer wieder sollte dieses sein Schaffen unterbrechen, und manches, was an seinem Tun befremdlich erscheinen mag, wird seine Wurzel darin gehabt haben.

Nach seiner Rückkehr begann er als Englischlehrer zu arbeiten, musste sich aber nach einigen Jahren des Wechsels zwischen gesünderen und kränkeren Phasen 1834 weitgehend aus dem Berufsleben zurückziehen. Finanziell ging es ihm nicht schlecht, da von den Eltern her – der Vater starb 1839 – genügend Kapital und Landbesitz vorhanden war, um ein bescheidenes bürgerliches Leben zu führen. Bis ins hohe Alter hinein folgte er nun einem festen Jahresrhythmus, indem er sich im Sommer für einige Wochen an einem Ort der Schweiz niederliess, wo er der drückenden Hitze der Stadt entfliehen, seinen kränkelnden Körper durch lange Wanderungen stärken und zugleich seinen antiquarischen und anderen Studien nachgehen konnte. Der mit Kellers Sommeraufenthalten verknüpfte Briefverkehr öffnet einige der wenigen Einblicke in sein tägliches Leben. Nach Möglichkeit suchte er ein Häuschen oder eine möblierte Wohnung mit eigenem Eingang, am liebsten am Ortsrand in der Nähe eines schattigen Waldes gelegen, mit eigener Kochgelegenheit und – zwei Schlafzimmern. Denn obwohl



Abb. 2. «Near Colnbrook – on the Windsor-road». Einer von Kellers Wandergefährten während seines Aufenthalts in England von 1826 bis 1831. Zeichnung von Ferdinand Keller. (Archiv AGZ, Foto Martin Bachmann)

er sein Leben lang Junggeselle blieb, verreiste er kaum alleine. Bis etwa 1845 scheint ihn stets seine Mutter begleitet zu haben – oder er sie. Als diese von ihm gepflegt um 1850 starb, fand er in Maria Hafter eine Person, die seinen Haushalt über drei Jahrzehnte lang «in treuester und hingebendster, zugleich verständnissvollster Weise besorgte»⁸ und die ihm jeweils auch in die Sommerfrische zu folgen hatte. Bezog er dabei Quartier in der Nähe eines seiner Korrespondenten, so liessen diese in ihren späteren Briefen immer auch freundliche Grüsse an die Jungfer Hafter ausrichten. Viel mehr erfahren wir aus den Quellen nicht über sie. Ob die Beziehung zwischen ihr und Ferdinand Keller mehr als nur die Haushaltsführung umfasste, ist genauso wenig bekannt, wie das Privatleben Kellers an sich.

Der Umstand, dass sich Keller auch im Urlaub von Vertrauenspersonen bekochen liess, lässt darauf schliessen, dass er seine Krankheit durch eine geregelte Diät im Griff zu halten suchte. Das dürfte auch erklären, weshalb er zwar in den Sitzungen der Antiquarischen Gesellschaft sehr aktiv agierte, aber kaum je an einem Treffen ausserhalb Zürichs oder gar an mehrtägigen Kongressen erschien. Hier dürfte auch der Grund dafür zu suchen sein, dass er nach seiner Rückkehr aus England – anders als die meisten Archäologen seiner Zeit – nie mehr ins Ausland gereist ist. Weder Besuche bei seinen ausländischen Korrespondenzpartnern, noch Studienreisen zu Sammlungen und Museen oder gar eine Teilnahme an internationalen Kongressen sind zuverlässig bezeugt.

Kellers wissenschaftliche Tätigkeit verlief anfangs zweigleisig. Gleich nach seiner Rückkehr nach Zürich trat er der Naturforschenden Gesellschaft bei, fungierte von 1835 bis 1843 als deren Aktuar und blieb bis 1865 in Spezialkommissionen tätig. 1832 initiierte er die Antiquarische Gesellschaft, die er bis 1871 offiziell und dann bis zu seinem Tod ehrenhalber präsiidierte. Von 1836 bis 1840 publizierte er jedes Jahr sowohl im naturwissenschaftlichen als auch im archäologischen Bereich, danach widmete er sich ganz der Altertumskunde, wobei er ein weites Spektrum von Themen von den Steingeräten bis zur mittelalterlichen Architektur behandelte. Schliesslich blieb immer auch etwas Zeit für andere Arbeiten. Ausgerechnet er, der christliche Religionslehrer reformierten Bekenntnisses, liess es sich 1843 nicht nehmen, der katholischen Baukommission bei der Planung einer neuen, in historisierendem Stil zu errichtenden Kirche beratend zur Seite zu stehen.⁹

Eine akademische Laufbahn ergab sich nicht, obschon 1833 die Zürcher Universität von seinem Lehrer Johann Caspar von Orelli mitgegründet wurde und Keller mit vielen der angesehensten Professoren Bekanntschaft oder gar Freundschaft schloss. Immerhin führte er auf diese Weise der Antiquarischen Gesellschaft wertvolle Mitglieder zu. Akademische Anerkennung erfuhr Ferdinand Keller erst am 29. April 1847, als ihm für seine Verdienste um die schweizerische Altertumskunde der Ehrendokortitel der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich verliehen wurde, wobei der Antrag bezeichnenderweise von einem Naturwissenschaftler, vom Chemiker Carl Jacob Löwig (1803–1890), ausging.

Als sich das Format der *Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich* als immer ungeeigneter erwies, den in der Schweiz stetig wachsenden Durst nach aktuellen antiquarischen Informationen zu stillen, rief Ferdinand Keller Anfang 1855 zusammen mit anderen Persönlichkeiten den *Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde*¹⁰ ins Leben und beteiligte sich zeitweise an der Redaktionsarbeit. Durch die Pfahlbauberichte, eigentlich nur ein Teilgebiet seines archäologischen Wirkens, wurde er in seinen späten Jahren weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt und erfuhr in der Folge zahlreiche Ehrungen. Dennoch wird es sich nicht um die schönste Phase seines Lebens gehandelt haben, denn in den 1860er- und 1870er-Jahren starben immer mehr seiner Freunde und Wegbegleiter, und Keller vereinsamte zunehmend. Schliesslich geriet er auch in ernste finanzielle Schwierigkeiten, als ein grosser, in Eisenbahnaktien angelegter Teil seines Kapitals sich weitgehend verflüchtigte. Er war gezwungen, sein jahrzehntelanges Domizil mit Garten am Rennweg zu verlassen und eine einfachere Bleibe zu suchen. Am Ende bewahrte ihn wohl nur die 1877 vom Zürcher Stadtrat gewährte jährliche Pension von 1000 Franken vor dem Abstieg in die Armut. Noch wenige Wochen vor seinem Tod sah man Keller fast täglich in seinem Arbeitszimmer im Zürcher Helmhaus, und das Aprilheft des *Anzeigers für Schweizerische Altertumskunde* von 1881 enthielt noch zwei von ihm verfasste Artikel. Doch Ende Frühling wurde er zusehends schwächer und am 21. Juli 1881 starb er «hochbetagt und lebenssatt».¹¹ Über das Schicksal seines privaten Nachlasses ist nichts Genaueres bekannt, hingegen hat er ein grosses wissenschaftliches Erbe hinterlassen.

Die vielen Gesichter des Ferdinand K.

Bevor wir die wissenschaftliche Haupttätigkeit Ferdinand Kellers näher betrachten, lohnt es sich, einen kurzen Blick auf einige seiner Wesenszüge zu werfen, die an sich wenig mit Archäologie zu tun haben, trotzdem aber sein Werk durchdringen und prägen.

Der Naturforscher

Wie viele Prähistoriker der ersten Generation war Keller von Haus aus nicht Historiker, sondern mehr an den Naturwissenschaften interessiert, auch wenn er keine eigentliche Ausbildung in diesem Bereich geniessen konnte. Die wenigen Vorlesungen, die Keller 1826 in Paris besuchte, vermochten kaum mehr als den Wissensdurst zu wecken. Man darf auch nicht vergessen, dass diese Fächer an vielen Universitäten erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts institutionalisiert wurden. Die Lücke zwischen der Entstehung der Wissenschaftsgebiete und deren Anerkennung durch das Einrichten von Lehrstühlen wurde zwischenzeitlich von den naturforschenden Gesellschaften gefüllt. Dort trafen sich interessierte Männer und erwarben sich nach und nach ein fundiertes Fachwissen. Hier ist auch Kellers Engagement in der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft einzureihen, wo er seine naturkundlichen Kenntnisse mit Referaten und Neujahrsblatt-Beiträgen sukzessive erweiterte. In schriftlicher Form erschienen vor allem seine geologischen und geographischen Arbeiten, so z.B. zur Absenkung des Lungernsees, zu den sog. Windlöchern oder zu den Karrenfeldern, aber auch *Das Panorama von Zürich* und *Das Panorama vom Üetliberg*. Dabei standen weniger der methodische Fortschritt oder die eigene Forschungstätigkeit, als vielmehr die Wissensvermittlung an breite Bevölkerungsschichten im Vordergrund.

Einem Zeugnis der Industrieschule ist zu entnehmen, dass Keller dort zwar als Englischlehrer angestellt war, sich aber auch in der experimentellen Physik betätigte. Über weitere Aktivitäten geben die Briefe Aufschluss, die er an seinen Freund und späteren Geologieprofessor am Polytechnikum (heute ETH), Arnold Escher von der Linth (1807–1872), schrieb, mit dem er auch öfters auf Exkursion ging.¹² So ist zu erfahren, dass sich Keller mit der aktuellen geologischen Literatur wie Lyell's *Principles of Geology* oder mit der zu jener Zeit heftig diskutierten Eiszeitthese auseinandersetzte. Nebenbei verfertigte er eigene Thermometer, setzte Barometer in stand und untersuchte die Organismen im Wasser von Leuk. Als ihm 1844 die «Schaumthierchentheorie» von Desor¹³ zweifelhaft erschien, liess er sich ein Mikroskop nach Männedorf, seinem damaligen Feriendomizil, schicken. Er nahm Proben vom Seeschaum am Ufer und auf dem See und gelangte zum Schluss, dass diese Tierchen erst dann in den Schaum gelangten, wenn dieser mit dem Land in Kontakt kam. Auch als Kellers Exkursionen später immer mehr im Zeichen der Altertumforschung standen, liess er es sich nicht nehmen, Findlinge und Geschiebe zu «verstümmeln und Theilchen derselben» an Escher zu schicken.

Diese Interessen Kellers durchziehen auch seine Altertumforschung, suchte er doch bei der Beschreibung und Untersuchung der Fundmaterialien immer wieder die

Nähe zu den naturwissenschaftlichen Disziplinen. Wie aus den im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft erhaltenen Antwortschreiben hervorgeht, schickte Keller des öfteren Scherben oder unbekannte Materialien zur Bestimmung an den Mineralogen David Friedrich Wiser (1802–1878). Als Keller 1854 herauszufinden suchte, ob die Pfahlbauten auf dem Trockenen oder im Wasser standen, zog er auch Arnold Escher von der Linth zu Rate. In den späten 1850er-Jahren unterstützte Keller die Biologen Oswald Heer (1809–1883) und Ludwig Rütimeyer (1825–1895) in ihren Bemühungen, die Pflanzen- und Tierreste der Pfahlbauten umfassend zu untersuchen. Bezeichnenderweise waren Kellers Beziehungen zu Naturwissenschaftlern auf die Dauer meist weniger konfliktreich als jene zu Archäologen.

Der Künstler

Von Seiten seines Vaters war Ferdinand Keller ein nicht zu unterschätzendes handwerkliches und auch künstlerisches Geschick in die Wiege gelegt worden, das er Zeit seines Lebens zu nutzen wusste. Während seines Aufenthalts in England fertigte er Landschaftsskizzen an, von denen sich einige erhalten haben. Wenige Monate nach seiner Rückkehr aus England, am 1. Dezember 1831, wurde er sogar in die zürcherische Künstlergesellschaft aufgenommen, doch ist über sein weiteres Wirken in diesem Kreis kaum etwas bekannt.

Bei der wissenschaftlichen Arbeit kamen ihm seine zeichnerischen Fähigkeiten sehr gelegen, war er so nicht darauf angewiesen, für die Dokumentation von Funden oder zur Illustration seiner Publikationen andere Leute anzustellen. Sein Talent war ihm bewusst und mit der unter engen Freunden üblichen Nonchalance hielt er einmal fest: «Das Kupfer oder vielmehr die Zeichnung dafür, die ein Karrenfeld vorstellt, ist fertig. Es ist wie alles, was aus meiner Hand hervorgeht, ich sage es ohne mir zu schmeicheln, ausserordentlich schön. Wenn du oder ein anderer nicht derselben Meinung sein sollten, so habt ihr eben keinen Kunstsinn.»¹⁴

Eine andere, weniger kreative, aber nicht unwichtige Seite seines handwerklichen Geschicks zeigte sich beim Zusammenfügen von Keramik, wo ihm so schnell keiner etwas vormachen konnte. Zur Rechtfertigung der nicht gerade billigen Ausgrabung der Grabhügel am Husemer See schrieb er: «Die Ausbeute an Metallarbeiten ist ganz gering; ich fand Erz aber in Klumpen, dagegen habe ich etwa ein Duzend Urnen von verschiedener Form u. Grösse herausgebracht, die wie ich denke, unserer Sammlung Ehre machen sollen. Wir werden nun einen Kasten mit der Ueberschrift <Thongefaesse aus Grabhuegeln> besitzen. Meines Wissens existirt nirgends eine solche Sammlung celtischer und celtisch-roemischer Töpferarbeiten, da man sich anderswo nicht die Mühe gibt, die Scherben zusammenzufügen.» Den Aufwand des Zusammensetzens begründete er mit den Worten: «Diese Gefaesse haben, wie mir scheint, darum einen besonderen Werth, weil sie im Lande gefertigt worden sind und als das Mass der Kunstfertigkeit des celtischen Volkes zu betrachten sind. Töpfer waren naemlich bei allen alten Völkern Künstler u. nicht Handwerker nach dem Sinne unserer Zeit.»¹⁵

Der Lehrer

Will man die verschiedenen Tätigkeiten Ferdinand Kellers überhaupt in einer regulären Berufsbezeichnung zusammenfassen, so scheint auf den ersten Blick die des Lehrers angemessen. Seine Ambitionen, in Frankreich oder Deutschland zu studieren, gab er bereitwillig auf, um als Hauslehrer nach England zu gehen. Kaum zurück in Zürich wurde er Englischlehrer am Technischen Institut und später an der Industrieschule. Das ihm von der «Vorsteherchaft» der Industrieschule ausgestellte Zeugnis vom 17. November 1832 «bezeugt: dass Hr. Keller nach dem Urtheil der Sachkundigen in der Englischen Sprache sowohl, als in den Naturwissenschaften, und namentlich in der Experimental Physik, gründliche Kenntnisse und bedeutende Übung und Fertigkeit besitzt, und während der zwey Jahre, die er als Lehrer der Englischen Sprache am technischen Institute gearbeitet, sich beständig durch einen ansprechenden Vortrag, klare und gute Methode und durch die Erzielung erfreulicher Fortschritte bey seinen Zöglingen, so wie durch die gehörige Autorität; – nähmlich ausgezeichnet hat.» In Kellers Tätigkeit für die Naturforschende Gesellschaft kommt der Wesenszug des Lehrers und Wissensvermittlers deutlich zum Ausdruck, war er doch stets bestrebt, die in englischen Zeitschriften publizierten Forschungsergebnisse in Form von Vorträgen den Mitgliedern zu erschliessen. Auch seine eigentliche Karriere als Altertumsforscher war vom Anliegen geprägt, Bildung und Wissenschaft einem breiten Publikum zugänglich zu machen.

Dies blieb auch den politischen Behörden nicht verborgen. Als nach dem Züricher Putsch im September 1839 konservative Kräfte in die Kantonsregierung kamen, wurden zahlreiche Ämter neu besetzt. Nebst anderen wurde Kellers ehemaliger Lehrer Johann Caspar von Orelli wegen seiner liberalen Haltung aus dem Erziehungsrat entfernt. Als Ersatz wurde am 2. Oktober 1839 ausgerechnet Ferdinand Keller gewählt.¹⁶ Dieser war davon völlig überrascht, doch lässt sich mühelos eine ganze Reihe von Gründen anführen, die Keller zumindest auf dem Papier als ideale Besetzung dieses Amtes erscheinen lassen mussten. Er war als Lehrkraft anerkannt und seine ausgewiesenen Kenntnisse in neuen und alten Sprachen, Geologie, Geographie, Physik, Geschichte und Altertumskunde deckten grosse Teile des Lehrplanes ab, während er zugleich als VDM – als ordinerter Religionslehrer reformierten Bekenntnisses – selbst den frömmlerischsten Ratsmitgliedern unverdächtig erscheinen musste. Als Sohn eines Stadtzürcher Goldschmieds und einer Unterländer Bauerntochter konnte er zudem sowohl in den Augen der städtischen wie der ländlichen Interessengruppen als neutral gelten.

Keller konnte sich aber weder mit der Aufgabe noch mit dem damaligen politischen Umfeld anfreunden: «Obgleich ich in meinem Amte als Erziehungsdirektor noch wenig Dienste geleistet habe, bin ich doch im Begriffe, trotz der Zureden ich möchte sagen Drohungen von Seite meiner Freunde & Bekannten, meine Stelle wieder niederzulegen, dagegen dann freiwillige Arbeiten zu übernehmen. Es bestimmen mich zu diesem Schritte haupts. folgende Gründe. Schönlein¹⁷ behauptet, wenn ich lange u. oft verdriesslichen Sitzungen beiwohne, werde ich unfehlbar in kurzer Zeit wieder krank seyn. Um keinen Preis soll ich die Stelle annehmen; er wolle mir gern ein Zeugnis meiner Unfähigkeit, solche Arbeiten zu übernehmen, ausstellen; ich soll mit

dir in Bergen herumziehen u. meinen phys. Sachen nachgehen u. nicht Rapporte durchlesen u. Gutachten verfertigen. Ein zweiter Grund die Pietisten (...) die jeden fragen: Glauben Sie an Christum? Ein dritter Grund die Last der Arbeit, die man mir zugebracht hat. Ich soll mit dem Personal der Landschullehrer mich bekannt machen, den Examen beiwohnen, die Scherrschen Lehrmittel neu bearbeiten, die Streitfragen über Schulhausbauten entscheiden, die Industrieschule beaufsichtigen etc. etc. kurz Felix qui procul negotiis (...). Er [Schönlein] fürchtet, wir befinden uns noch geraume Zeit in einem schwankenden Zustand, wir werden jetzt das Stadium des Pietismus durchlaufen, es könnten noch mehr solche Auftritte, wie am 6ten Sept. stattfinden, kurz für wissenschaftliche Thätigkeit sei Zürich der Ort nicht, unsere Universität könne unter solchen Umständen nicht gedeihen u. was ihn besonders berühre sei das Wiederaufleben des Fremdenhasses. (...) Mit Schönleins Abreise erhält die Universität, wie Oken¹⁸ behauptete, den Todesstoss. Mein I. Arnold, wenn ich in die Zukunft blicke, so möcht' ich in die Hosen.»¹⁹

Auch wenn Keller schon am 25. Oktober 1839 seine Demission einreichte und «in die Ruhe des Privatstandes zurückkehrte»,²⁰ so lässt diese Episode doch einige seiner Charakterzüge aufblitzen. Einmal mehr wird deutlich, wie wenig die Ausbildung zum Prediger seinen Neigungen entsprochen haben muss, auch wenn er es nie offen zugab. Auch politisch legte er sich nie fest. Innerlich scheint er zwar den Liberalen nahe gestanden zu haben, doch verbarg er dies nach aussen hin, um es sich mit den Mächtigen nicht zu verderben. Diese Diskrepanz zwischen Denken und Zeigen, dieses Taktieren war auch in vielen archäologischen Streitsachen typisch für Ferdinand Keller. So ereiferte er sich in privaten Briefen nicht selten mit markigen Worten für oder gegen eine Meinung oder Person, trat aber in Schreiben an die betreffenden Personen oder in Veröffentlichungen in der gleichen Frage ausgleichend oder zögerlich auf.

Die von Keller angeführten Hauptgründe für die Ablehnung des Amtes zeigen, dass ihm bei all seinen lehrerhaften Zügen letzten Endes doch der Wille und die Kraft fehlten, sich dauerhaft und vollumfänglich im Bildungswesen einzusetzen. Dass Keller trotz bester Kontakte nie an der Universität Fuss fasste, mag zum einen an dieser mangelnden Willenskraft, zum anderen aber auch an seiner fortwährenden Kränklichkeit gelegen haben. Trotzdem muss es auffallen, dass er keine eigene Schule der archäologischen Forschung zu begründen vermochte. Nicht genug, dass sich nicht ein einziger Schüler Kellers namhaft machen lässt. Er scheint sogar das Heranwachsen anderer Archäologen verhindert zu haben, der wohl grösste Vorwurf, den man einem Lehrer machen kann. Zwischen 1830 und 1880 gibt es in der ganzen Ostschweiz keinen anderen Prähistoriker von auch nur annähernd vergleichbarem Format. Sein Freund Heinrich Meyer-Ochsner (1802–1871) spezialisierte sich auf Münzen, römische Kleinfunde und Inschriften, und die übrigen Gesellschaftsmitglieder beschäftigten sich vor allem mit mittelalterlichen Themen. Erst mit Jakob Heierli (1853–1912) und Robert Forrer (1866–1947) wurden in Zürich wieder zwei international anerkannte Prähistoriker aktiv. Diese waren aber ganze zwei Generationen jünger und gerade einmal 28 und 15 Jahre alt, als Keller seine Augen für immer schloss. Der Verdacht liegt nahe, dass es Kellers Autorität und starke Persönlichkeit waren, mit denen er angehende Archäologen entmutigt haben könnte. Wie schwer musste es für einen aufstrebenden Jungarchäologen gewesen sein, den starken Forderungen Kellers nach Respekt und

Bewunderung genügen zu können und sich gegebenenfalls sogar gegen die Meinung des charismatischen Vaters der Pfahlbauten auszusprechen. Kellers Nachfolger im Amt des Präsidenten der Antiquarischen Gesellschaft formulierte zurückhaltend, «dass für diejenigen, welche in erster Linie mit ihm zu verkehren hatten, auch Schwächen spürbar wurden, welche es mitunter zur nicht leicht zu erlernenden Kunst machten, über einzelne Fragen mit ihm zu verkehren».²¹ Eine Generation später wurde dieser Makel deutlicher angesprochen: «Die Art, wie Meyer von Knonau den Sitzungen präsierte, war sehr bestimmt. Und doch muss sie sich von der Art Ferdinand Kellers wesentlich unterscheiden haben. Als die Gesellschaft 1913 den siebzigsten Geburtstag ihres Vorsitzenden feierte, meinte Wilhelm Oechsli, auf das strenge Regiment Kellers sei ein parlamentarisches, konstitutionelles gefolgt, unter dem sich die Gesellschaft sehr wohl fühle.»²² War Ferdinand Keller also in archäologischen Fragen ein Despot? Manches spricht dafür, klingt doch ein autoritäres und ungestümes Gebaren nicht zuletzt in seinen Spitznamen «Don Fernando» und «Dr. Sturmbock» an, die sich gelegentlich in den Briefen seiner Mitstreiter finden.²³

Ferdinand Keller, die Antiquarische Gesellschaft in Zürich und die Anfänge der Archäologie in der Schweiz

Nun wird es Zeit, ins Frühjahr 1832 zurückzukehren, wo wir Keller im Burghölzli haben stehen lassen. Bevor er sich auf den Heimweg begab, beauftragte er die Arbeiter, alles Gefundene dem in der Nähe wohnenden Regierungsrat Hirzel abzugeben. Und während nun in Kellers Rücken das Wäldchen langsam verschwand, dürfte ihm so manches durch den Kopf gegangen sein. Wie sehr war Keller selbst überrascht, in der Schweiz auf die gleichen Grabhügel zu treffen, wie er sie seinerzeit in England zuhause gesehen hatte? Sicher durchforschte er sein Gedächtnis nach den archäologischen Forschungen in Frankreich, England und Deutschland, die er aus der Literatur und zum Teil aus eigener Anschauung kannte. Zwar gab es dort genauso wenig Lehrstühle oder Ausbildungsgänge für dieses Fach wie in der Schweiz. Aber immerhin beschäftigten sich im Ausland reiche Sammler und bürgerliche Vereine seit Jahrzehnten mit den Hinterlassenschaften längst vergangener Zeiten und liessen sogar Publikationen zu Grabhügeln, Megalithen oder Stein- und Bronzewaffen erscheinen. Aber in der Schweiz? Wer befasste sich hier mit vorgeschichtlichen Dingen?

Stand der Archäologie in der Schweiz vor 1832

An der schweizerischen Archäologie des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts lässt sich das Kantsche Diktum illustrieren, wonach Anschauung ohne Begriff blind und Begriff ohne Anschauung leer ist. Sie hatte zwar seit der Renaissance einen Begriff von römischen Hinterlassenschaften, die deswegen gelegentlich das Ziel von Ausgrabungen geworden waren, was ein recht detailliertes Bild dieser Epoche entstehen liess.²⁴ Doch bei den prähistorischen Resten hatten Begriff und Anschauung noch nicht zusammengefunden. Die Historiker waren nicht in der Lage, das aus antiken Quellen

geschöpfte Bild der Völker vor und nach der römischen Besatzung West- und Mitteleuropas mit den Bodenfunden zu verknüpfen. Man fand zwar immer wieder vorgeschichtliche Artefakte, konnte sie aber nicht zuordnen, und so wurden sie auch kaum wahrgenommen. In der «Geschichte des Thurgaus» von 1828 etwa wird über Seiten die Historie der Helvetier abgehandelt, während die Beschreibung der archäologischen Hinterlassenschaften in einer einzigen Fussnote Platz findet.²⁵ Noch 1836 hielt Friedrich Brömmel in Basel eine Vorlesung über die Helvetier und allfällige frühere Bewohner der Schweiz, ohne auf Gräber oder sonstige Bodenfunde zu sprechen zu kommen.²⁶

Exemplarisch für das Fehlen eines vor die Römer zurückreichenden Geschichtsbewusstseins sind die Entdeckungen in Winterthur-Wülflingen.²⁷ Beim Bau der Beuggerschen Spinnerei zwischen 1819 und 1823 wurde der wohl grösste bronzezeitliche Metallhort der Schweiz – die spärlichen Quellen nennen 10 bis 30 Zentner, d.h. 500–1500 kg – entdeckt, der mangels antiquarischen Interesses in der Giesserei eines Herrn Sulzer in Winterthur zu Maschinenteilen für die Spinnerei umgegossen wurde. Noch schlimmer erging es einem mit Steinen ausgelegten, stellenweise vom Brand geröteten Graben oder Kanal, der «eine ausserordentliche Menge verrosteter, (...) völlig unbrauchbarer Waffen enthielt, ja grösstenteils damit angefüllt zu sein schien. Er [Beugger] nahm zwar einige heraus, warf sie aber, nachdem er sich von der Zerstörung des Metalls überzeugt hatte, wieder weg u. machte keine weiteren Untersuchungen.»²⁸ Auch wenn später festgehalten wurde, «dass die Regierung in Zürich dem damaligen Regierungsstatthalter ihr Missfallen bezeugt habe, weil er keine unverzügliche Anzeige von diesem Ereigniss gemacht habe»,²⁹ zeigt sich darin doch das vorherrschende Unverständnis für Altertümer ohne pekuniären oder künstlerischen Wert. Nur 15 Jahre später und auf eine kurze Fundmeldung hin wäre tags darauf eine interessierte Delegation aus Zürich auf Beuggers Matte gestanden und hätte versucht, dem Industriellen die Funde um den Metallwert oder gegen ein Ehrendiplom der Antiquarischen Gesellschaft abzuschwatzen.

Als 1849 in der Tiefenau in Bern verrostete Waffen und Geräte und ein paar Münzen aus Bronze und Silber gefunden wurden, lösten sich die Grabungsequipen der Behörden und privater Sammler so lange ab, bis der Fundplatz als erschöpft galt.³⁰ Daran, dass sich in knapp 30 Jahren das Interesse an solchem Schrott derart verstärken sollte, hatte Ferdinand Keller in bedeutendem Masse Anteil.

Gründung und erste Jahre der Antiquarischen Gesellschaft

In den Tagen nach der Entdeckung im Burghölzli begab sich Ferdinand Keller immer wieder zu den Grabhügeln, denn im Laufe des Mai gruben die Landbesitzer mit amtlicher Bewilligung drei davon aus. Diese Arbeiten wurden von verschiedenen Vertretern des Bürgertums mit Interesse verfolgt, aber es ist Kellers Lobbyarbeit zu verdanken, dass dieses spontane Aufflackern des archäologischen Interesses nicht wie schon mehrfach zuvor ebenso spontan wieder erlosch. Am 1. Juni 1832 traf er sich mit Freunden und Bekannten im Wirtshaus Heuel im Sonnenberg, und mit Blick auf das Burghölzli und den See gründeten sie die «Gesellschaft für Vaterländische Alterthümer»,

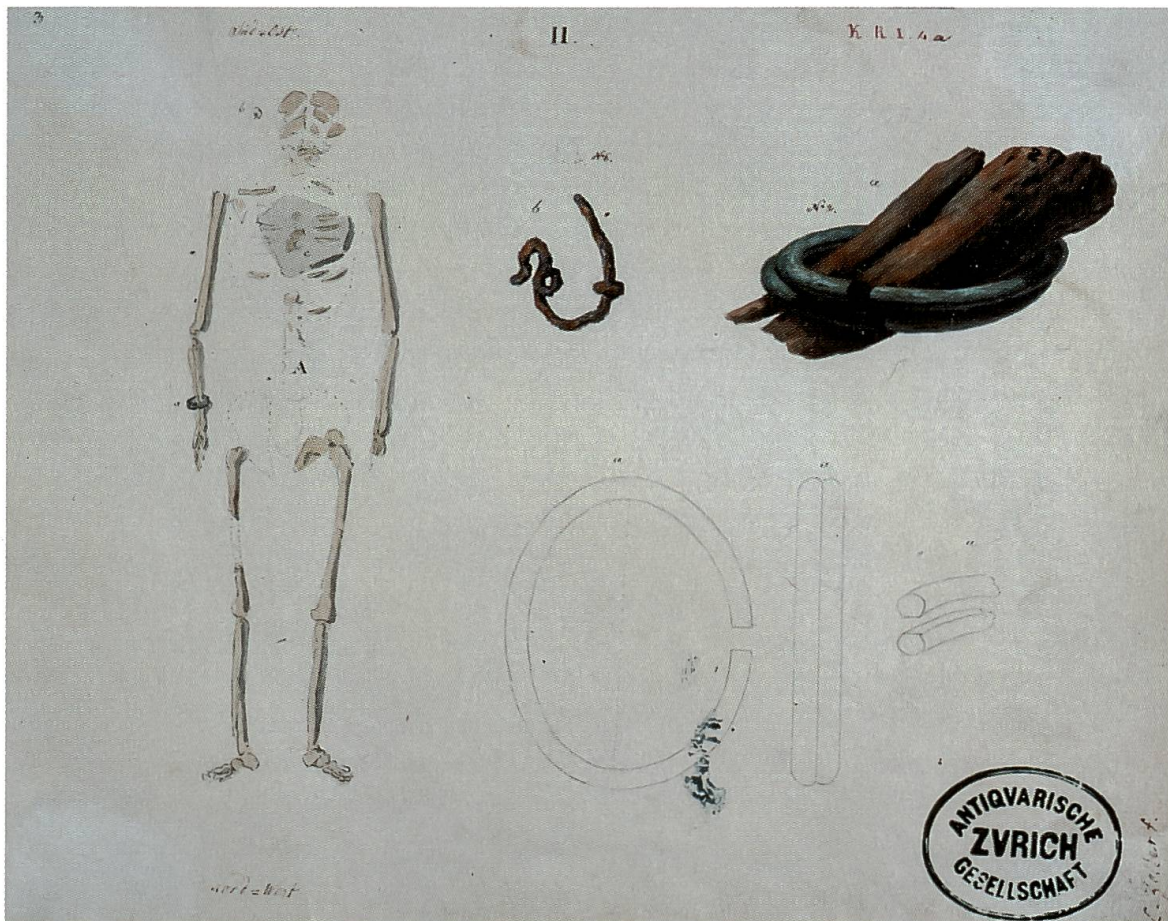


Abb. 3. Kolorierter, wohl etwas idealisierter Plan eines Grabes und Zeichnungen der zugehörigen Funde aus einem der Grabhügel im Burghölzli. (Zeichnungsbücher AGZ, «Keltisch-Römisch-Fränkisch», Bd. I,4 unten; Foto Martin Bachmann)

später umbenannt in «Antiquarische Gesellschaft». Ziel dieser Vereinigung war es, «die in der Schweiz, besonders im Canton Zürich, vorhandenen Alterthümer an's Licht zu fördern, zu sammeln und durch zweckmässige Aufbewahrung dem Untergange und der Vergessenheit zu entreissen».³¹ Keiner der Beteiligten besass eine spezifische Vorbildung. Alle waren Amateure, von denen sich aber einige als Autodidakten nach und nach zu national, vereinzelt sogar zu international bekannten Fachleuten bilden sollten.

Die Aktivitäten der ersten Jahre waren bescheiden, doch scheint die Gesellschaft den Nerv der Zeit getroffen zu haben, denn schon auf ihre erste Anfrage hin erhielt sie ab 1833 von den Behörden nicht nur finanzielle, sondern auch logistische Unterstützung. So wurden beispielsweise Arbeiter der Stadt für die Ausgrabungen der Antiquarischen Gesellschaft abgeordnet und die Statthalterämter angewiesen, auf archäologische Reste zu achten und diese der Gesellschaft zu übergeben. Die Stadt stellte der Gesellschaft sogar Räumlichkeiten im Helmhaus für die Aufstellung ihrer Sammlung zur Verfügung (Antiquarium). Die Klausel in den Statuten der Antiquarischen, ihre Sammlung «soll von der Gesellschaft zu geeignet scheinender Zeit an eine öffentliche Anstalt in der Stadt Zürich abgeliefert werden»,³² zeigt, dass nach Ansicht der Gründer

die Ziele der Gesellschaft eigentlich von einer staatlichen Institution hätten verfolgt werden sollen. Das war sicher auch den Politikern bewusst, die aber froh waren, diese Aufgabe vorerst einer privaten Trägerschaft überlassen zu können. Die regelmässigen Zuschüsse und die Überlassung einiger Räumlichkeiten kamen immer noch billiger zu stehen, als wenn staatliches Personal angestellt worden wäre.

Richtig aktiv wurde die Gesellschaft erst 1836, entwickelte dann aber unter der Führung Kellers eine beinahe fieberhafte Tätigkeit. Die Untersuchungen im Burghölzli wurden abgeschlossen (Abb. 3) und die Ergebnisse für die Publikation vorbereitet. Mit dem als Neujahrsblatt für 1837 herausgegebenen ersten Heft der «Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich» gelangte die neue Gesellschaft erstmals ins Blickfeld der Öffentlichkeit.³³ Es war Ferdinand Kellers erste archäologische Schrift und zugleich die erste in der Schweiz erschienene Einzelpublikation, die ausdrücklich und allein vorrömischen Altertümern gewidmet war. Mit ihr befreite sich die prähistorische Archäologie der Schweiz schlagartig aus dem Fussnotendasein, das sie bisher gefristet hatte. Keller versuchte darin als erster, die vorgeschichtlichen Funde der Schweiz direkt zu «lesen», d.h. durch genaue Beobachtung und Beschreibung zu Aussagen zu gelangen, und erst danach mit den spärlichen schriftlichen Überlieferungen zu vergleichen. Beinahe alle frühen Archäologen der Schweiz haben diesen entscheidenden Anstoss zur Beschäftigung mit der vorrömischen Vergangenheit durch Keller oder seine Schriften erhalten, weshalb man seinen Status unter den Altertumsforschern am besten mit «Doyen» umschreibt. Anders als die meisten derartigen Gesellschaften belies es die Antiquarische nicht bei einer jährlichen Publikation. In den folgenden Jahren erschienen ihre Hefte in immer kürzeren Abständen und behandelten das ganze Spektrum von der Vorgeschichte über die römische Epoche bis zum Mittelalter. Bereits ab 1839 machten auch immer mehr Autoren aus anderen Kantonen von Kellers Angebot Gebrauch, ihre Arbeiten in dieser Reihe erscheinen zu lassen, was den Heften und der Gesellschaft rasch eine weit über Zürich hinausreichende Bedeutung verlieh.

Um einen Überblick über die bekannten und noch vorhandenen Altertümer zu gewinnen, begann Keller seine ehemaligen Studienkollegen in den Landpfarreien und Landschulen des Kantons Zürich anzuschreiben. Bald erleichterte er sich diese Arbeit dadurch, dass er 19 Fragen³⁴ nach Gräbern, Ruinen, Grabhügeln, Münzen, römischen Ziegeln etc. als Formular drucken liess. Die Ausbeute der im September 1837 begonnenen Fragebogenaktion fiel wohl geringer aus, als es sich Keller erhofft haben mag, aber umsonst war das Unterfangen keineswegs. Zwar erfuhr Keller aus den meisten Antworten, dass sich bisher kaum jemand um solche Dinge gekümmert habe. Aber die einfachen und präzisen Beschreibungen der charakteristischen Merkmale von archäologischen Funden und Monumenten auf dem Fragebogen weckte bei den meisten Adressaten das Interesse für diesen Forschungszweig. Viele Pfarrer und Lehrer des Kantons Zürich machten von da an umgehend Meldung an Ferdinand Keller, wenn in ihrer Umgebung etwas Entsprechendes zu Tage kam. Bald fand dieser Fragebogen auch in anderen Kantonen Verwendung. 1841 verschickte Frédéric Troyon (1815–1866) in Lausanne eine getreulich ins Französische übersetzte Version im Kanton Waadt.³⁵ 1842 benutzte ihn Eduard Lutz in Bern und erhielt von 250 Bögen etwa 56 mit nützlichen Informationen zurück.³⁶ 1851 fand eine entspre-



Abb. 4. Kolorierter, von Ferdinand Keller entworfener «Steckbrief» mit Abbildungen typischer Funde von der Steinzeit bis ins frühe Mittelalter, den die Antiquarische Gesellschaft 1844 «in mehreren hundert» Exemplaren auf dem Land verteilen liess. (Zeichnungsbücher AGZ, «Keltisch-Römisch-Fränkisch», Bd. II,88; Foto Martin Bachmann)

chende Aktion im Aargau statt und um 1854 wurde sogar eine italienische Fassung im Tessin verbreitet. Aber nicht alle, die bei ihrer täglichen Arbeit auf Altertümer stossen konnten, konnten damals lesen und schreiben. Deshalb liess Ferdinand Keller 1844 auch ein Blatt mit kolorierten Abbildungen typischer Funde drucken (Abb. 4) und in mehreren hundert Exemplaren an die zürcherischen Bauern verteilen, um diese auf anschauliche Weise für entsprechende Funde zu sensibilisieren. Der Erfolg dieser Flugblattaktion ist natürlich kaum zu bestimmen, da sie keinen Rücklauf der verteilten Bogen vorsah.

Weil Ausgrabungen schon damals eine teure Angelegenheit waren, deren Ergebnisse nur wissenschaftlichen und keinen nennenswerten materiellen Gegenwert lieferten, wurden sie oft nur dann durchgeführt, wenn von anderer Seite Arbeitskräfte oder Geld zur Verfügung gestellt wurden. Der Grossteil der Sammlungsbestände der Antiquarischen Gesellschaft stammt deshalb nicht aus eigenen Grabungen, sondern besteht aus Zufallsfunden, die bei Bau-, Land- und Forstarbeiten zu Tage kamen, und welche die Gesellschaft angekauft oder geschenkt erhalten hatte. Mit Ausnahme römischer Münzen und Statuetten, die seit der Renaissance beliebte Sammlerobjekte waren, gab es zunächst keinen Markt für archäologische Funde, da kaum jemand Knochen,

Scherben, Steine oder verrostetes Eisen sammelte, weshalb sich die Preise noch in Grenzen hielten. Selbst Bronzegegenstände wurden von fast niemandem systematisch gesammelt und konnten von der Gesellschaft meist um den Materialwert erstanden werden, um den sie sonst in den Schmelztiegel gewandert wären.

Beim Erwerb solcher Objekte half die eindeutige Rechtslage. In fast allen Kantonen gehörten Bodenfunde dem Landeigentümer, also weder dem Finder noch dem Staat. Der Weg eines Fundes begann deshalb in den Händen eines ehrlichen Arbeiters, der den Fund dem Landbesitzer übergab, der wiederum gebildete Männer wie den Pfarrer oder den Lehrer aufsuchte. Diese gaben die Nachricht oder das Stück selbst zur näheren Beurteilung oft an ihnen bekannte Kenner weiter, zum Beispiel Mitglieder einer antiquarischen Gesellschaft oder private Sammler. Gesellschaft oder Sammler traten dann in Verhandlung mit dem Eigentümer, um das Stück für die Sammlung zu erwerben oder Näheres über die Fundumstände zu erfahren. Direkter Kontakt mit dem Finder wurde eigentlich nur dann aufgenommen, wenn dieser der Besitzer des Gegenstandes war, oder wenn die näheren Fundumstände von wissenschaftlichem Interesse zu sein schienen. Dabei trat oft wieder der Pfarrer oder eine andere örtliche Vertrauensperson als Vermittler auf, weil die ärmeren und meist auch weniger gebildeten Leute nicht zu unrecht fürchteten, von den feinen Herren aus der Stadt über den Tisch gezogen zu werden. Die Antiquare ihrerseits legten nur ungern eine mühsame Wegstrecke zurück, nur um zu erfahren, dass es nichts zu erfahren gab.

Die Rolle Kellers und anderer Antiquare bestand somit nicht primär darin, neue Funde zu machen, was sie zwar immer wieder mit mehr oder weniger grossem Erfolg versuchten, sondern das gefundene und auf verschiedene Sammlungen verteilte Material zu sichten, in einen historischen Rahmen einzuspannen und durch Publikation einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sammler stellten ihre Stücke den antiquarischen Gesellschaften meist bereitwillig zur Ansicht und zum Abzeichnen zur Verfügung, waren aber nach den geltenden Gesetzen rechtmässige Besitzer und konnten nicht zur Abgabe an eine öffentliche Institution gezwungen werden. Der Weg eines Fundes führte somit über die fünf Stationen Finder – Landeigentümer – öffentliche oder private Sammlung – Antiquare – Öffentlichkeit.

Anpassungen an ein sich änderndes Umfeld

Die Forschungen der Antiquarischen Gesellschaft deckten zwar fast das ganze Zeitepektrum ab, doch standen in den ersten Jahren zunächst die vorrömischen und frühmittelalterlichen Grabfunde im Vordergrund, die 1846 mit einer umfassenden Abhandlung Ferdinand Kellers zu einem ersten Abschluss kamen (Abb. 5). Ende 1846 erfolgte ein Richtungswechsel, der im Jahresbericht von 1846/47 angedeutet und von Friedrich von Wyss 1848 am kompaktesten formuliert wurde: «Die Kenntniss der keltischen und römischen Urzeit Helvetiens kann, wenn nicht ein günstiges Geschick neue, in der Erde noch vergrabene Schätze zu Tage fördert, kaum wesentlich weiter gebracht werden. Es muss daher in der Aufgabe der schweizerischen archäologischen Vereine liegen, dem Reiche des Mittelalters mit frischem Muthe sich zuzuwenden (...).» Dass die «Kenntniss der keltischen und römischen Urzeit» nicht wegen eines



Abb. 5. Zwei anhand der Funde und Grabpläne aus Grabhügeln erstellte Trachtrekonstruktionen. Die an den Schmuck ankorrodierten Stoffreste in zwei Frauengräbern liessen Ferdinand Keller auf «ein hemdartiges Unterkleid von Wolle, eine tunica, und ein Oberkleid von Leinwand von etwas grober Textur» schliessen (Keller 1846, 68). Aquarellierte Zeichnungen von Ferdinand Keller als Vorlage für den Lithographen, ca. 1846. (Zeichnungsbücher AGZ, «Keltisch-Römisch-Fränkisch», Bd. II,3; Foto Martin Bachmann)

Mangels an Funden stagnierte, sondern wegen des Fehlens grundlegender Methoden und Konzepte, soll hier nur angemerkt sein, eine detaillierte Darlegung würde zu weit führen.

Am Anfang trug Keller diese thematische Umorientierung mit, denn seine zwischen Dezember 1846 und Februar 1851 präsentierten Schriften und Vorträge behandelten ausnahmslos mittelalterliche Themen. Es dürfte kein Zufall sein, dass der Zeitpunkt dieses Umschwenkens genau in die Zeit des Sonderbunds und der Auseinandersetzung um die Errichtung eines schweizerischen Nationalstaats fällt. Die wissenschaftliche Erschliessung des Mittelalters entsprach nun mehr den Interessen der Gesellschaftsmitglieder, als die Erforschung «einer noch in ihrer ersten Entwicklung begriffenen Cultur verschwundener Völkerstämme».³⁷ Der Ursprung des Schweizertums wurde im Mittelalter gesehen, mit Wappen, Siegeln, Burgen, Kirchen, Rütli Schwur und Schlachtgesängen. In späteren Jahren versuchte Ferdinand Keller, ein vollständiges Abdriften der Gesellschaft in die historischen Epochen zu verhindern, was ihm dank der Pfahlbaufunde vorläufig auch gelang, doch nicht ohne Konflikte mit den Vertretern der von nun an in der Antiquarischen vorherrschenden Mittelalterforschung.³⁸

In die gleiche Zeit fällt eine erste empfindliche Störung des Systems, in dem die Gesellschaft agierte. Paradoxerweise wurde ihr der eigene Erfolg zum Verhängnis, indem ihre Publikationen schon nach wenigen Jahren ihr Ziel erreichten und in der schweizerischen Bevölkerung das Interesse für vorgeschichtliche Altertümer weckten. Am 19. Januar 1837, keine drei Wochen nach Erscheinen des ersten Neujahrsblatts der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, beschlossen vier kunst- und geschichtsinteressierte Berner Patrizier die Gründung einer gleichartigen Gesellschaft in Bern.³⁹ Nach und nach wurden in verschiedenen Städten und Kantonen ähnliche Vereine gegründet, wozu die Zürcher Gesellschaft – nicht ganz ohne Zähneknirschen – auf Anfrage hin sogar selbst Beihilfe leistete: «Gestern ist mir ein Brief von Biel zugekommen, worin wir gebeten werden um einige Abdrücke unserer Statuten. Es ist dort eine Anzahl Herrn zusammengetreten, welche nach dem Muster der unsrigen eine antiquarische Gesellschaft gründen wollen. Da wir von dorther doch keine Anticaglien erwarten dürfen für unsere Sammlung, können wir nichts besseres thun, als die Leute zum Aufsuchen und Aufbewahren von Alterthümern einladen.»⁴⁰

Diese Gesellschaften begannen ihrerseits auszugraben und Sammlungen anzulegen und sahen es natürlich nicht gerne, wenn in ihrem «Revier» andere wie zum Beispiel die Zürcher aktiv waren. Der Umstand, dass gebildete Leute aus Zürich für alten Gerümpel Zeit und Geld aufwandten, liess selbst bei den für kulturelle Belange wenig interessierten Behörden anderer Kantone den Verdacht aufkommen, dass dieser Gerümpel einen Wert haben könnte. Diese Entwicklungen bekamen Keller und die Antiquarische bald zu spüren. «Die Schaffhauser haben einige Louis d'Or zusammengelegt und einen Theil der Büsingergrabhügel abgedeckt. (...) Nun gehen die Schaffhauser an Ausgrabung der Grabhügel zu Hemishofen bei Stein, deren es dort etwa 15 grössere und kleinere gibt. Nach diesen wollen sie wieder andere ausgraben. Sie sind in einem gewaltigen Eifer. Für die Erlaubniss die Hemishofer Grabhügel zu untersuchen habe ich Siegel u. Brief in der Tasche, leider aber nur von den Behörden Steins ausgefertigt, die Grabhügel aber liegen in der Staatswaldung. Wenn aber auch diess nicht der Fall waere, haette ich keine Lust zu graben. Man würde einen Hass auf sich ziehen, der einem wieder in der Zukunft schaden könnte. Ich habe also, da ich deutlich sah, dass der Canton Schaffhausen für uns verloren ist, den Spiess umgekehrt und die Schaffhauser selbst ermahnt, die Sache recht eifrig an die Hand zu nehmen. Da niemand in Schaffh. wohnt, der sich ernstlich mit Alterthum beschäftigt, so bekommen wir die Leute geistig wissenschaftlich wieder in unsere Gewalt. Sie fördern zu Tage und wir liefern davon Beschreibungen. Es gibt also für die Zukunft weniger Gegenstaende in unserer Sammlung, aber desto mehr Stoff für unsere Mittheilungen.»⁴¹

Mitte der 1840er-Jahre musste Keller erkennen, dass die Antiquarische Gesellschaft nur dann ihre überregionale Bedeutung behalten konnte, wenn sie sich noch mehr mit der Publikation von Funden und anderen Quellenmaterialien beschäftigte. Als Ende der 1840er-Jahre auch noch andere Organisationen und vermögende Privatleute wie Gustaf von Bonstetten (1816–1892) begannen, ihre Funde und Grabungsergebnisse selbst zu publizieren, wurde ein harter Konkurrenzkampf eingeleitet, wer dem Publikum die besseren und interessanteren Schriften zu präsentieren vermochte. Dass es der Antiquarischen in Zürich dennoch über längere Zeit gelang, an der Spitze zu bleiben, lag an der zunehmenden Spezialisierung und Weiterbildung

einiger aktiver Mitglieder, aber auch an Kellers Fähigkeit, Naturwissenschaftler und mehrere infolge politischer Wirren nach Zürich umgesiedelte Geisteswissenschaftler aus Deutschland für die Mitarbeit in der Gesellschaft zu gewinnen. Parallel dazu stieg auch die Bedeutung der persönlichen Netzwerke der Mitglieder der Gesellschaft, wenn es darum ging, neue Funde für die Sammlung und interessante Themen für die Publikationsreihe zu sichern. Seilschaften, Geheimbündelei und Intrigen fingen an die archäologische Forschung zu durchdringen, und ab den späten 1840er-Jahren kam es immer öfter zu unschönen Szenen im Interessenskonflikt zwischen Sammlern, Archäologen, Gesellschaften und Behörden.

Mit der Zahl der historischen Vereine und Schriftenreihen in der Schweiz stieg das öffentliche Interesse immer weiter an, was auch als offizielle Erklärung für die Gründung des *Anzeigers für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde* im Frühjahr 1855 angeführt wurde.⁴² Diese darf aber auch als Versuch gedeutet werden, die ins Wanken geratene Vorrangstellung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter den Altertumsvereinen der Schweiz zurückzugewinnen. Doch die im Jahr zuvor erfolgte Entdeckung der Pfahlbauten trieb das Interesse der Öffentlichkeit in immer neue Höhen, weshalb eine bisher nur lästige Erscheinung sich allmählich zur Bedrohung entwickelte. Immer mehr Institutionen und Privatleute begannen, Altertümer zu sammeln, und zwar nicht «bloss» griechische Vasen oder römische Münzen, sondern auch Knochen-, Stein- und Bronzegegenstände, Eisenwaffen, Töpfe, ja sogar Scherben, also all das, was bisher nur die wenigen antiquarischen Vereine und allenfalls einige exzentrische Privatleute begehrt hatten.

Aus der Anfangsphase dieser Entwicklung hat sich eine Passage erhalten, in der Keller selbst seine Rolle beschreibt: «Ich habe Ihnen schon ein Paar Mal erklart (...), dass ich im Interesse unseres Vereins vom Morgen bis Abends spaet arbeite und wahrscheinlich mit grösserem Eifer arbeite, als mancher, der von der Regierung angestellt und bezahlt ist. Ich habe Ihnen ferner erklart, dass ich, wie die übrigen Mitglieder, für all die Zeit und all das Geld, das wir auf Erforschung der Alterthümer unseres Landes verwenden, nicht die mindeste Entschädigung irgend welcher Art erhalten. Aus dem Gesagten sollten Sie abnehmen können, dass, wenn mir ein Freund berichtet, es seien in seiner Gegend Pfahlbaugesenstände entdeckt worden, oder wenn mir ein anderer schreibt, er habe römische Ruinen aufgefunden, oder wenn ein dritter meldet es seien in seiner Gegend Waffen und andere Gegenstände zum Vorschein gekommen, ich nicht immer Zeit und Lust habe, von Haus wegzulaufen auf die Ungewissheit hin, irgend welche Notizen von Bedeutung und Werth zu erlangen. Ich hoffe dann, dass man mir die Freundlichkeit erweist und die Gegenstände, wenn Sie transportabel sind, gelegentlich nach Zürich bringt, oder mir – d.i. nicht mir persönlich, sondern mir, der zur allgemeinen Belehrung die Alterthümer des Landes beschreibt – schriftlichen oder mündlichen Bericht erstattet und zur Erläuterung etwa die Paar Striche auf ein Papier zeichnet. (...) Will man etwa unserer Gesellschaft – ich selbst habe keine Sammlung, habe jedes Ding, das ich geschenkt bekommen oder gekauft habe, immer an die öffentliche Sammlung abgegeben – etwas schenken, so freut es mich, will man uns etwas zu kaufen geben, so frage ich nach dem Preise und wenn er uns zu hoch ist, so suche ich einen Käufer, der in unserem Lande wohnt, dafür zu finden. Ist der Gegenstand nicht käuflich, so mache ich eine Zeichnung davon für unsere Zeichnungsbücher.»⁴³

Die Nachfrage nach Altertümern aus schweizerischen Pfahlbauten nahm nicht nur in der Schweiz zu, sondern stellte sich in den 1860er-Jahren auch im Ausland ein. Die Preise für schöne Stücke und Novitäten erreichten schon bald ein Niveau, das die bescheidenen Mittel der Vereine bei weitem überstieg. Immer mehr Leute begannen nur wegen der Aussicht auf materiellen Gewinn zu graben, Händler schalteten sich ins System ein und schafften neue Absatzwege von den Findern direkt ins Ausland. In der Folge vertrockneten die Kanäle zunehmend, aus denen Ferdinand Keller und die Antiquarische Gesellschaft bisher geschöpft hatten. In den 1870er-Jahren bekam Keller viele wichtige Funde nur deshalb zu Gesicht, weil ein privater Sammler wissen wollte, ob das Stück echt und der vom Händler geforderte Preis nicht zu hoch sei. Mitten im bisher grössten Boom der Archäologie geriet die Wissenschaft zunehmend ins Abseits, woran die Antiquare aber keineswegs unschuldig waren. Wie viele schweizerische Archäologen war auch Keller primär daran interessiert, die Fundstücke der eigenen Sammlung einzuverleiben oder zumindest in der Schweiz zu halten, und er war fest davon überzeugt, damit der Forschung den besten Dienst zu erweisen. Statt Gesetzesänderungen zu fordern, mischte Keller selber in diesen Geschäften mit, um seine Ziele wenigstens indirekt zu fördern. Dass die wüsten Wühlereien die prähistorischen Fundorte zerstörten, nahm er billigend in Kauf, weil er wie die meisten Altertumsforscher seiner Zeit nicht im Stande war, die Fundverhältnisse vor Ort angemessen zu dokumentieren und auszuwerten. Die Forschung an bereits gehobenen Fundstücken stand für Keller im Vordergrund, nicht der Denkmalschutz, weshalb er sich Grabungs- oder Handelsverboten für archäologische Funde zeitlebens widersetzte.

Die grosse Zeit der antiquarischen Vereine war vorüber und erst die Ende des 19. Jahrhunderts zaghaft einsetzende Aufnahme der Denkmalpflege in den staatlichen Aufgabenbereich, die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums 1898 und die Ausbildung schweizerischer Archäologen an ausländischen Universitäten im frühen 20. Jahrhundert gaben der archäologischen Forschung in der Schweiz ein tragfähiges Fundament.

Ferdinand Keller, ein Pionier der prähistorischen Siedlungsforschung

Eine umfassende Darstellung der archäologischen Tätigkeit Ferdinand Kellers, eine Diskussion seiner methodischen Stärken und Schwächen oder ein Vergleich mit anderen frühen Archäologen kann hier nicht erfolgen. Ein bisher wenig beachteter Aspekt seiner Arbeit darf aber nicht unerwähnt bleiben, weil er die «Entdeckung» der Pfahlbauten vorbereiten half: Kellers langjährige Suche nach prähistorischen Siedlungen.

Als die Antiquarische Gesellschaft in den 1830er-Jahren auf dem Lindenhof und auf dem Üetliberg (Abb. 6) Ausgrabungen vornahm, fanden sich an beiden Orten unter anderem Scherben von Tongefässen, «die aus freier Hand gearbeitet, schlecht gebrannt, aus demselben Stoff wie die in den Grabhügeln entdeckten, sind, und daher von einer frühern celtischen Ansiedlung herrühren mögen», aber keine direkte Spuren vorrömischer Gebäude.⁴⁴ Der Grund für deren Fehlen war Keller klar: «Seit Jahren hatte ich mir alle Mühe gegeben, Ueberreste keltischer Häuser, die doch, wie ich dachte, nicht ganz spurlos verschwunden sein konnten, zu entdecken. Da aber dieses



Abb. 6. Ausgrabungen der Antiquarischen Gesellschaft auf dem Üetliberg im September 1836. Eine der wenigen Profilzeichnungen mit eingezeichneter Schichtenfolge (= Stratigraphie). Es ist schwer zu verstehen, weshalb der geologisch interessierte Ferdinand Keller diesen ersten Ansatz einer systematischen Schichtbeobachtung in seiner weiteren archäologischen Tätigkeit nicht weiter verfolgte. (Zeichnungsbücher AGZ, «Keltisch-Römisch-Fränkisch», Bd. I,12; Foto Martin Bachmann)

Volk die Kunst, vermitteltst Kalkmörtels gebundene Mauern aufzuführen, nicht kannte, da es auch keine trocknen Mauern, überhaupt keine Steine beim Häuserbau anwendete, so war vorzusetzen, dass die Anzeichen einstiger Wohnsitze nicht leicht aufzufinden und mit Bestimmtheit als solche zu erkennen sein möchten.»⁴⁵ Indirekte Spuren aber begegneten Keller öfters: «Häufig wurden uns von Landleuten Körbe voll alter (keltischer) Töpferwaare gebracht, die man entweder im Umfange jetzt noch bestehender Dörfer (...) oder auf Feldern und in Wäldern bei Erdarbeiten entdeckt und gesammelt hatte. Die dunkel gefärbte, lockere, bessere Erde, die nach der Versicherung der Ueberbringer fast immer bei dem Fundorte zum Vorschein kam, deutete allerdings auf die Nähe keltischer Wohnungen.»⁴⁶ Diese «dunkle Erde» kannte Keller aus der englischen Forschung, die sie als Spur früherer Siedlungen betrachtete.

Aus diesen unbestimmten Anzeichen verfestigte sich in Kellers Kopf nach und nach ein ungefähres Bild des vorgeschichtlichen Siedlungswesens. «Vor einem Jahre wurden mitten im Dorfe Trüllikon, am Fusse des Hatlebucks, auf dessen Gipfel die bekannten Grabhügel sich befinden, beim Graben eines Loches 3–4' [Fuss] in der Erde, auf einer frühern Kulturschichte, unter Kohlen und Asche, thönerne Geschirre gefunden, welche dem Stoffe und der Form nach mit den in den eben bezeichneten Grabhügeln entdeckten völlig übereinstimmen. (...) Die Vermuthung liegt nahe, dass, wie bei vielen Völkern des Orientes, so auch bei diesem, die Wohnsitze in der Ebene, die Begräbnisstätten auf den Höhen angelegt waren.»⁴⁷ Besonders interessant ist hier die meines Wissens erste Verwendung des Begriffs «Kulturschicht», mit dem Keller offenbar eine alte, von Menschen benutzte Oberfläche meinte, auf oder in der Siedlungsabfälle liegen geblieben waren, was die erwähnte dunkle Färbung des Bodens hervorrief.

Kellers Interesse für Siedlungen wurde 1849 weiter angefacht, als er auf eine Grabungsstelle in Windisch geführt wurde, wo der Ausgräber «in einer Tiefe von mehreren Fuss einen aus Letten verfertigten Estrich angetroffen, wovon er mir einen Theil blosslegte und als Begrenzung desselben einen länglichten Haufen von Thonstücken zeigte, der, wie er sich überzeugt hatte, in einem Kreise, und nicht in geraden Linien, einen mit Kohlen und Aschen bedeckten innern Raum umschloss. Ausserhalb der Lettenwände kamen eine Menge ganzer und zerbrochener keltischer Thongeschirre, Knochen von Schweinen, Pferden, auch Menschen, wie er meinte, ferner eiserne Haftnadeln, verrostetes Eisengeräthe und dergleichen Dinge zum Vorschein.»⁴⁸

Zwei Jahre später, im Mai 1851, erhielt Keller Nachricht von einer ähnlichen Entdeckung am Ebersberg bei Berg am Irchel. Den Nachweis für Gebäude musste er dort allerdings wieder indirekt führen: «Am Ebersberge fanden sich unter dem Schutte der celtischen Wohnungen grosse Klumpen Letten, die offenbar die Zwischenräume von Balken ausgefüllt hatten, ferner ganze Haufen von Scheiben aus demselben Stoffe, von 2–3 Zoll Dicke, welche einst zu Bekleidung des Flechtwerks, woraus die Wände bestanden, gehört hatten. Auf der einen Seite waren diese Stücke ziemlich glatt, auf der andern aber zeigten sich die tiefen Eindrücke des Ruthengeflechtes, an dem sie fest gehangen» (Abb. 7).⁴⁹ Diese Funde bestätigten in Kellers Augen die spärlichen antiken Quellen: «Aus den eben angeführten Beobachtungen geht mit Gewissheit hervor, dass in Uebereinstimmung mit dem Zeugnis der Alten [Strabo IV.3. Caesar Bell. Gall. V.12 und VI.43. Vitruv I.1.] die Wohnungen der Kelten aus Holz errichtet waren. Die Anlage derselben war kreisförmig, die Wände bestanden aus Pfählen und Flechtwerk, deren Zwischenräume mit Letten ausgefüllt waren; der Boden war ebenfalls mit Letten belegt.»⁵⁰ Die runde Form der Häuser leitete Keller aber primär aus den historischen Quellen ab, denn die erwähnte Beobachtung in Windisch war mehr als zweifelhaft.

Von den Funden am Ebersberg endgültig für die archäologische Siedlungsforschung begeistert, wandte sich Keller wieder von der Mittelalterforschung ab und begann die Wallanlagen zwischen Schaffhausen und Bülach zu erforschen. «Ich habe im Sommer des Jahres 1851 mehrere der besser erhaltenen Wälle und der durch sie befestigten Plätze untersucht, indem ich die ganze Anlage vermess und zeichnete, dann die Wehren einreissen liess, um Bau und Material der Wälle kennen zu lernen, endlich innerhalb und ausserhalb derselben Nachgrabungen anstellte.»⁵¹ Auf dem Risibuck bei

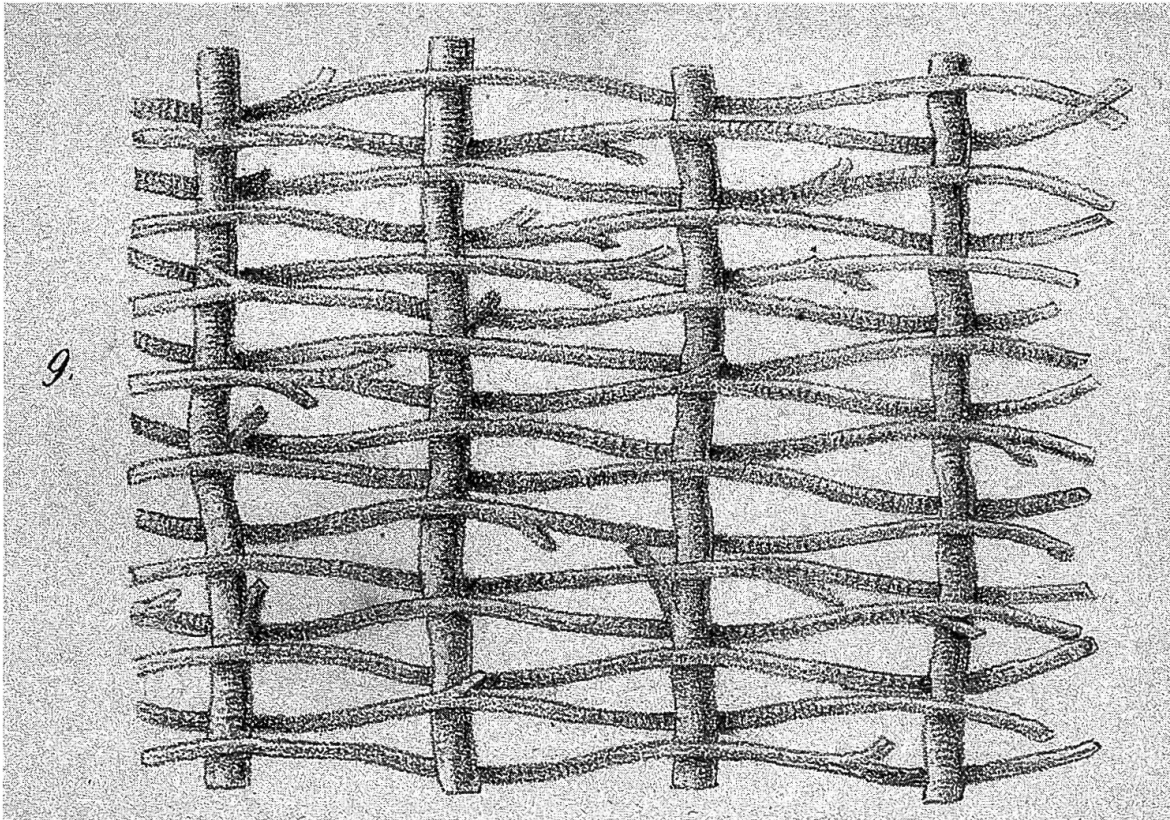


Abb. 7. Flechtwerkwand aus dünnen Stämmen und Ästen, wie sie Ferdinand Keller anhand der Abdrücke im Lehm, mit dem die Wände bestrichen waren, rekonstruierte. Am Ebersberg wurden 1851 zahlreiche solche Lehmbröckchen in halbgebranntem Zustand gefunden, was auf einen Brand in der prähistorischen Siedlung schliessen lässt. (Keller 1853, Taf. II,9; Foto Martin Bachmann)

Rudolfingen liess er «an vielen Stellen und nach allen Richtungen den Boden bis zur Tiefe von 3 und 4 Fuss aufreissen. Die Scherben zeigten sich überall in grosser Menge, aber merkwürdigerweise nur auf der Oberfläche, gleich unterhalb der Pflanzendecke. Noch auffallender aber war der Umstand, dass kein einziges Geräthe aus Knochen, Stein, Erz oder Eisen gefunden wurde, dass keine Spur von Gemäuer irgend welcher Art anzutreffen war, dass weder Kohlen noch Asche, folglich keine Feuerherde oder Opferplätze vorhanden waren, dass sich keine Menschen- oder Thiergerippe zeigten, dass die Erde nirgends eine bräunliche humusartige Färbung besass, was auf das Dasein von Wohnungen an diesem Orte hätte schliessen lassen. Aus den eben angeführten Thatsachen schien mir hervorzugehen, dass in der gallischen Periode unserer Geschichte Menschen hier oben gewirthschaftet, aber nicht gewohnt haben, dass sie Vorräthe von Lebensmitteln hieherbrachten, aber – vielleicht aus Furcht, durch den aufsteigenden Rauch ihren Aufenthaltsort zu verrathen – keine am Feuer bereiteten, dass sie endlich diesen durch Natur und Kunst gesicherten Ort in Zeiten der Gefahr, aber nicht auf die Dauer bezogen.»⁵²

Anders als die meisten seiner Kollegen besass Keller 1853 bereits ein differenzirtes Bild des vorgeschichtlichen Siedlungswesens, das neben dauerhaft bewohnten,

unbefestigten Landsiedlungen am Hangfuss oder in der Ebene auch Wallanlagen auf Anhöhen umfasste, die nur in Zeiten der Gefahr bezogen wurden. Zudem hatte er eine Liste von Kriterien erarbeitet, die eine Fundstelle als Siedlungsplatz auswiesen, ohne dass Reste der längst zerfallenen Gebäude erhalten sein mussten: eine humusartige «Kulturschicht», angebrannte Lehmbrocken mit Abdrücken von Balken, Pfosten oder Ruten, Geräte aus Knochen, Stein oder Metall, Scherben von Gefässen, Feuerstellen oder zumindest verbrannte Steine von solchen, Asche, Holzkohle und Tierknochen. Trotzdem hegte Keller keine grossen Hoffnungen, durch weitere Ausgrabungen mehr über prähistorische Siedlungen herausfinden zu können: «Ich besuchte Berg und die von Jkr. Escher entdeckte kelt. Ansiedelung. Dass an diesem Orte mit Vortheil Nachgrabungen unternommen werden können, bezweifle ich. Ich bin überzeugt, dass durch dieselben weiter nichts als ein Haufen nicht zusammenpassender Topfscherben aus gallischer oder gallo-römischer Zeit gewonnen würde. Und an ein solches Resultat viel Geld und Zeit zu setzen ist doch nicht rathsam.»⁵³ Die Siedlungsforschung gab Keller aber deswegen nicht auf, sondern er wandte sich für die kommenden zehn Jahre den römischen Siedlungen zu, deren gemörteltes Mauerwerk bessere Ergebnisse versprach.⁵⁴

Der Grund für Kellers geringe Erwartungen lag in der kaum entwickelten Grabungstechnik des mittleren 19. Jahrhunderts. Ein unter den Pflughorizont reichender Pfosten hinterlässt einen dunklen Fleck im Erdboden, der noch nach Jahrtausenden zu erkennen ist, wenn man die Erde nach und nach in dünnen Abträgen entfernt und die ganze Grabungsfläche zwischendurch mit einem scharfkantigen Werkzeug sauber abzieht. Dieser Fleck, in der Fachsprache «Pfostenloch» genannt, seine Bedeutung und die Arbeitstechnik, mit der man ihn findet, wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts während der rheinischen Limesgrabungen erkannt und 1896 erstmals in die Fachwelt eingeführt.⁵⁵ Diese mit dem Begriff «Entdeckung des Pfostenlochs» umschriebene Revolution der Grabungstechnik besteht in der systematischen Suche nach Verfärbungen und anderen Spuren im Boden, welche Gruben, Gräben, Balken oder eben Pfosten vergangener Zeiten hinterlassen haben. Erst sie machte eine systematische Siedlungsforschung für die vorgeschichtlichen Perioden Mittel- und Nordeuropas möglich. Bis dahin – also ein halbes Jahrhundert lang – waren die 1854 entdeckten Pfahlbauten fast die einzigen prähistorischen Siedlungen, die wissenschaftlich erforscht werden konnten.

So, wie die französische und angelsächsische Literatur zur Geschichte der Archäologie die Entdeckung des Pfostenlochs als einen wesentlichen deutschen Beitrag zur Entwicklung der Methoden gerne vergisst, verschwanden nach 1854 auch Ferdinand Kellers frühe Ansätze zur Erforschung der prähistorischen Landsiedlungen im Schlag Schatten der Pfahlbauforschung.

Die allmähliche Entdeckung der Pfahlbauten

«Une grande découverte ne se produit jamais spontanément; elle est toujours précédée de divers aperçus, de divers faits qui s'en rapprochent plus ou moins, qui en sont les précurseurs, les jalons d'attente. Le besoin de faire de l'érudition pousse toujours aussi quelque feuilletteur de livre à relever ces faits, ces aperçus, et à prouver que le véritable inventeur n'a rien inventé du tout.»

(Gabriel de Mortillet, *Le préhistorique – Antiquité de l'homme*, Paris 1885, p. 2)

Ferdinand Keller eröffnete seinen ersten Pfahlbaubericht mit den Worten: «Die nachfolgenden Blätter bringen eine Erscheinung zur Kunde der Alterthumsforscher, die zwar schon vor längerer Zeit in unbestimmten Andeutungen beobachtet, aber doch ihrem eigentlichen Wesen nach erst im Anfange des gegenwärtigen Jahres erkannt wurden.» Diese Bemerkung schützte ihn aber nicht davor, dass andere Leute den Ruhm der «Entdeckung» für sich beanspruchten, weil sie vor 1854 die eine oder andere Beobachtung gemacht hatten. Neben den unten besprochenen frühen Sichtungen und Forschungen am Boden-, Bieler- und Zürichsee darf man nicht vergessen, dass solche auch an anderen Orten erfolgt waren. Hier eine Auswahl:

- 1791 wurden bei Meliorationsarbeiten im Torf des verlandeten Lac de Luissel, Gem. Bex (Waadt), mehrere Schwerter und Lanzenspitzen aus Bronze gefunden, daneben auch Hölzer, Knochen und Getreide. Die Waffen gelangten in die Museen von Bern und Lausanne, das Übrige ging wieder verloren und die Fundstelle wurde nicht weiter untersucht.⁵⁶
- Um oder kurz nach 1800 vertrieb sich ein Knabe auf dem Neuenburgersee gelegentlich die Zeit damit, von einem Boot aus mit einem Stock Löcher in die auf dem Grund liegenden Gefässe zu machen, «qu'il y en avait de grands amas, de véritables montagnes».⁵⁷
- Beim Absenken des Sempachersees kamen 1806 am Ufer unterhalb von Sempach Pfähle zum Vorschein, nahe dabei fanden sich Bronzegegenstände.⁵⁸
- Bei Peschiera am Gardasee (Italien) stiess man 1830 beim Bau einer Ufermauer auf Scherben von «derben Thongefässen» und 1851 beim Baggern eines Kanals auf zahlreiche Pfähle, zwischen denen 15–20 Pfund Bronzegegenstände aufgefunden wurden.⁵⁹
- 1833 und 1839 wurden bei Baggerungen im Fluss Ryck nahe Greifswald (Deutschland) Pfähle und einige prähistorische Artefakte angetroffen.⁶⁰

Es wäre falsch anzunehmen, jeder dieser Fälle hätte zur Entdeckung der «Pfahlbauten» führen können. Selbst wenn Leute vor Ort gewesen wären, die den wissenschaftlichen Wert dieser Funde erkannt hätten, wären es doch nur Einzelercheinungen geblieben. Entscheidend war die Erkenntnis, dass es sich um ein wiederkehrendes Phänomen handelte, das an mehreren Stellen eines Sees und an verschiedenen Seen auftrat. Es ist deshalb kein Zufall, dass die Pfahlbauten ausgerechnet in der Schweiz und in den 1850er-Jahren als prähistorische Siedlungsform erkannt wurden. Aber nicht nur die Schweiz erfüllte diese Anforderungen, und ganz pedantisch gesehen fand die erste derartige Entdeckung auch nicht hier statt. Nur zu gerne vergessen wir, dass ähnliche Erscheinungen in Irland, die «Crannogs» genannten künstlichen Inseln in den

dortigen Gewässern, bereits seit den 1830er-Jahren als alte Siedlungsplätze erkannt, von Archäologen erforscht und als eigenständige Gattung von Fundstellen angesehen wurden. Ausserhalb Irlands nahm man diese Forschungen aber erst nach dem Bekanntwerden der mitteleuropäischen Pfahlbauten zur Kenntnis. Dass letztlich Ferdinand Keller der «Ruhm» der Entdeckung der Pfahlbauten zu Teil wurde, liegt nicht daran, dass er als erster solche Fundstellen gesehen hatte, vermutlich hat er selbst nie eine Pfahlbaustation entdeckt. Er war einfach der erste, der eine umfassende, mit Abbildungen versehene Abhandlung darüber veröffentlichte und zugleich ein griffiges Erklärungsmodell entwarf, das im Kopf der Leute hängen blieb. Entdeckungen geschehen selten plötzlich, sondern die damit verbundenen Vorgänge werden erst in der Rückschau auf jenes Ereignis zugespitzt, das die stärkste und dauerhafteste Wirkung zeigte.

Frühe Beobachtungen am Bodensee

Zwischen 1545 und 1551 verfasste Vadian (1484–1551) mehrere Beschreibungen des oberen Bodensees, in denen er davon sprach, dass der See einst kleiner und seichter gewesen sei, «dann wann dieser see winterß zeyt klein ist, so findt man ob Rorschach, und bey Arbon, in demm glaß lautern und stillen wasser starke und breyte pfulment, und mal zeychen starker gebeuwen, die von dem gewell auß gweschen, und von dem wasser überzogen und eingeflötzt sind». Bei der Beschreibung Arbons, dem römischen *Arbor Felix*, kam er nochmals darauf zu sprechen, da dieses «zur zeyt der Römer vil großer gwesen, dan sye jetzmal in irem kreyß gesechen wirt. Und wann der see zu winterß zeyt klein ist, so sicht man noch alte fundament allerley gebeuwen, die ettwan alda gestanden, und aber von dem see oben nider (...) ertrenkt und übergossen sind.»⁶¹ Diese Passage wurde auch schon als älteste Beschreibung von prähistorischen Pfahlbauten interpretiert,⁶² doch bei den Fundamenten im See ob Rorschach wird es sich um die hochmittelalterliche Anlage im Heidenländli bei Rorschacherberg handeln, und auch in Arbon wird sich die Beschreibung eher auf die hochmittelalterlichen Pfähle im Bereich des «Hörnli» denn auf die möglichen jungsteinzeitlichen Reste beim heutigen Metropol-Center beziehen.⁶³

Die zahlreichen jungsteinzeitlichen Siedlungsplätze waren den Anwohnern des Bodensees an sich nicht unbekannt, besorgten sich diese doch die Feuersteine für ihre Feuerzeuge seit jeher an bestimmten, ihnen wohl bekannten Plätzen am Seeufer.⁶⁴ Später wurden einige Pfahlbaustellen dadurch entdeckt, dass man die Anwohner des Bodensees fragte, wo sie sich Feuersteine holen gingen.⁶⁵ Aber vor 1854 war niemand da, der den wahren Charakter dieser Funde erkannt hätte, zumindest keiner, der Gehör fand. Bereits 1810/1811 hatte der Bauernjunge Caspar Löhle (1799–1878) im später als Pfahlbau erkannten Bereich von Wangen Steinbeile und andere Dinge aufgelesen. Als junger Mann stiess er in einer Übersetzung von Caesars «Kommentare zum Gallischen Krieg» auf eine Stelle, in der von Steinwaffen gesprochen wurde, was ihm eine Idee gab, was er da in Händen hielt, aber trotz seiner Hartnäckigkeit fand er nirgends Unterstützung für seine Ansicht. «Bei manchem wissenschaftlich gebildeten Manne hatte er vergebens angeklopft. Keine Einrede, kein verächtliches Lächeln, als ob die

Dinge Naturspiele oder Bügelstähle oder Bügelsteine wären, machte ihn irre (...).»⁶⁶ Und so musste erst Kellers Pfahlbaubericht erscheinen, bevor man Löhle und seine Funde ernst zu nehmen begann.

Die Pfahlwerke am Bielersee vor 1854

Die älteste Notiz zu einem später als Pfahlbau erkannten Platz findet sich in einem Vertrag von 1472, der eine Stelle «bei den Pfählen» im Bielersee bei Nidau nennt, wohl der sog. Steinberg am Ausfluss der Zihl.⁶⁷ Als man 1751 das Flussbett der Zihl nahe Nidau reinigte, stiess man auf Pfähle, bei denen auch «eherne Dolche», wohl bronzene Messer, lagen.⁶⁸ In seinem Manuskript *Historische Beschreibung der Vogtei Nidau und des Tessenbergs* von 1768 schilderte Abraham Pagan das Pfahlfeld von Nidau und zog dabei eine Deutung als ehemalige Fischfanganlage einer als Gebäude vor, sie müsste jedoch aus einer Zeit stammen, in der der Seespiegel tiefer gelegen habe.⁶⁹ In den historischen Werken von Haller 1811–1812 und Morel 1813 werden die Pfähle ebenfalls erwähnt, aber der römischen Zeit zugeordnet, da man in der Nähe römische Münzen gefunden haben wollte, was nachfolgende Schriften übernahmen.⁷⁰ Zur gleichen Zeit, in den Jahren 1811 bis 1813, untersuchte Hauptmann Schlatter im Auftrag der Berner Regierung den Steinberg bei Nidau, erstellte einen Plan und liess sogar einige Pfähle ziehen, doch blieb sein Bericht unpubliziert.⁷¹

Als Albert Jahn (1811–1900) im Jahr 1843 auf der Kanincheninsel einen mutmasslichen Grabhügel untersuchen liess, erzählte ihm ein Arbeiter aus Gerolfingen, im sog. «Möriger Eggen» zwischen Gerolfingen und Mörigen wäre unter Wasser Pfahlwerk zu sehen. Ausserdem habe ein Fischer dort vor einiger Zeit ein Gefäss aus rötlichem Ton herausgezogen und als Kuriosität aufgehoben. Jahn liess sich bei späteren Besuchen von diesem Fischer an die Stelle führen, sah die Aussagen bestätigt und liess im Herbst 1843 einige der sichtbaren Gegenstände herausfischen, die sich als Scherben und grobe Tonringe erwiesen. Danach fehlten ihm Zeit und Geld, sich weiter um die Fundstelle zu kümmern, die er einige Jahre später als «ein uraltes Pfahlwerk von der Substruction einer bedeutenden Ansiedlung aus einer Zeit, wo der Wasserspiegel des See's noch nicht die jetzige normale Höhe erreicht hatte» deuten sollte.⁷² Im gleichen Buch beschrieb er auch das Pfahlwerk im «Steinberg» bei Nidau und ein zweites, etwas kleineres weiter draussen im See, sprach sie aber wie Haller als Reste römischer Anlagen an.⁷³

Um 1846 erzählte Jahn dem an Altertümern interessierten Emanuel Friedrich Müller (1800–1858) in Nidau von diesen Fundstellen, ein Faktum, das dieser später Keller gegenüber bestätigte: «Auf seine [Jahns] mir gemachte Mitteilung habe ich dann allerdings jene Fischer beansprucht, das Suchen nach Gegenständen fortzusetzen, was dann zur Folge hatte, dass ich nach & nach in den Besitz jener vielen Vasen & Geräthschaften gelangte.»⁷⁴ Friedrich Schwab (1803–1869), Oberst a.D. in Biel, der neben anderen Sammlungen auch eine mit Altertümern seiner Umgebung anlegte, erfuhr ebenfalls davon, wenn auch vielleicht aus anderer Quelle: «Im Jahr 1846 sagte Herr Wilhelm Irlet von Twann dem Emanuel Müller und mir, es befinde sich in der Bucht vom Mörigen Eggen eine erhöhte Stelle mit Pfählen, wo man Wasen, meistens

Bruchstücke, finde, Müller liess von Fischern einige Stücke herausnehmen (...).»⁷⁵ In den späten 1840er- und frühen 1850er-Jahren liessen Müller und Schwab immer wieder in Mörigen herumfischen, wofür sie sich sogar spezielle Geräte anfertigen liessen.⁷⁶ Auch wenn beide nur passionierte Sammler waren, die selbst nie etwas Nennenswertes publizierten, so berichtete Müller von seinen Funden an Ferdinand Keller, Frédéric Troyon und Albert Jahn.⁷⁷ 1850 präsentierte er seine Entdeckungen vor der *Société Jurassienne d'Emulation*, was dort aktenkundig wurde.⁷⁸ Im gleichen Jahr wies Müller auch in der Geschichtsforschenden Gesellschaft in Bern «in Anwesenheit v. Jahn, mehrere Sachen vor, bei welchem Anlass Jahn bloss sein Erstaunen ausdrückte, weiter aber sich darum nicht bekümmerte». ⁷⁹ Das Pfahlwerk bei Mörigen war den Altertumsforschern der Region zwar schon vor 1854 als vorgeschichtlicher, heute überfluteter Siedlungsplatz und als eine kuriose Quelle für Anticaglien bekannt. Für eine nähere Untersuchung oder eine weitergehende Deutung gab es aber keinen Anlass, solange es nur ein Einzelfall war.

Ferdinand Keller und die Seen

Wie an anderen Seen gab es auch am Zürichsee zahlreiche Hinweise auf frühere menschliche Aktivitäten im seichten Uferbereich, deren wahrer Charakter aber sogar Ferdinand Keller lange verborgen blieb. Zwei Untiefen im See vor der Stadt Zürich wurden seit jeher Grosser und Kleiner «Hafner» genannt, wohl weil dort immer wieder Tongefässe, im alten Wortschatz eben «Häfen», gesichtet wurden. Allerdings überdeckte die Sage, die städtische Obrigkeit habe die Töpfer der Stadt angehalten, die ihnen missratene Ware auf den See zu fahren und dort zu versenken, das hohe Alter der Scherben ebenso gut, wie eine dicke Sinterschicht auf den freiliegenden Funden.⁸⁰ Dass im seichten Bereich der Limmat-Ausmündung die Köpfe alter Pfähle aus dem Boden ragten, wussten alle, die in der dort gelegenen Badeanstalt Abkühlung von der Sommerhitze suchten, auch der in der Stadt Zürich herangewachsene Keller.⁸¹

Merkwürdigerweise ist kaum bekannt, dass Keller schon lange vor der Entdeckung der Pfahlbauten den Boden eines Sees zwecks geologischer Untersuchungen zu Fuss durchschritten hatte. Dafür musste er nicht einmal die Luft anhalten, denn als es im Januar 1836 gelang, einen Stollen durch einen Felsriegel zu treiben, wurde der Pegelstand des Lungernsees (Obwalden) um 35 m abgesenkt, und etwa 170 ha des ehemaligen Seegrunds fielen trocken. Zu dieser landesweit beachteten Unternehmung verfasste Keller eine populäre Schrift, an deren Ende er unter «Verschiedene Bemerkungen» auch einige geologisch bedeutsame Beobachtungen beschrieb.⁸² Er hielt fest, dass der ganze Seegrund mit Schlamm bedeckt war, aber auch, dass die Geschiebe der Bäche sich, dem Untergrund folgend, in mehr oder weniger stark geneigten Schichten abgelagert hatten, dies eine brennende Streitfrage in der damals noch ganz jungen Geologie. Am nordöstlichen Ende des ehemaligen Sees sichtete er zwei bis drei Fuss unter dem einstigen Seespiegel eine unregelmässige, bald auskeilende Schicht, die aus Holz, Sand und torfartigen Substanzen bestand. Die Holzstücke waren dunkelbraun verfärbt und so weich, dass sie sich mit den Fingern zusammendrücken liessen, woraus Keller auf ein bedeutendes Alter derselben schloss. Artefakte oder Pfähle erwähnte

Keller mit keiner Silbe und er sprach auch später nie von Pfahlbauten an diesem See. Erst lange nach seinem Tod liessen die beim Neubau des Hotels Bären in Lungern gemachten Funde entsprechende Spekulationen aufkommen.⁸³ Von Bedeutung für die Entstehung der Pfahlbautheorie ist aber, dass Keller davon überzeugt gewesen sein durfte, mehr über den Aufbau des Seeegrunds zu wissen als mancher Geologe.

Den ersten bewussten Kontakt mit Pfahlbauten hatte Keller in den frühen 1840er-Jahren, als am Seeufer bei Männedorf jungsteinzeitliche Siedlungsreste angegraben wurden. Im Januar 1866 schilderte Ludwig Ettmüller den Hergang: «Es war im Februar 1830 [sic], als zu Männedorf am Zürichsee eine (...) Habe tiefer gelegt ward (...). Das dabei herausgehobene Material ward auf einer benachbarten Wiese ausgebreitet und erwies sich bald als Seeschlamm und Moder, in welchem verfaultes Holz, Knochen und einzelne Kohlen, sowie eine Anzahl Steinbeile sich befanden. Durch einen Anverwandten (Herrn Bezirksrathschreiber Zuppinger) auf diese Steinbeile aufmerksam gemacht, verfügte sich Hr. Dr. Ferdinand Keller (...) an Ort und Stelle, um sowol das Gefundene in Empfang zu nehmen, als auch die Fundstelle einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Die Reste des Holzes und die Steinbeile, die man damals noch für Abhäuteinstrumente hielt, der Geruch des Moders und Anderes bestimmten Hrn. Dr. Keller zur Annahme: es habe hier, am Rande des Sees, eine Art Gerberei in der Urzeit gestanden, und er theilte dies der Gesellschaft als das Ergebnis wiederholter Betrachtungen des Ortes und der Fundgegenstände mit.»⁸⁴ Das von Ettmüller angegebene Jahr 1830 stimmt sicherlich nicht, da Keller damals noch in England weilte und es noch keine Antiquarische Gesellschaft gab, der er hätte berichten können. Keller selbst nennt den Winter von 1843 auf 1844.⁸⁵ 1841/1842 dürfte aber eher zutreffen, wurden doch laut Protokoll bereits an der 85. Sitzung der Gesellschaft am 2. Juli 1842 «zwey celtische Beile aus Serpentin, gefunden am Ufer des Zürichsees in Männedorf», vorgewiesen.

Nicht ganz zwei Jahre später berichtete Albert Jahn in einem Brief an Ferdinand Keller von seinem Fund bei Mörigen: «Ich besitze 4 Ringe aus gebrannter, tiegelstoffartiger Erde, ganz wie sie die Scherben zeigen, die ich aus zwei römisch-keltischen Gräbern auf der Kanincheninsel gewonnen. Diese 4 Ringe, deren kleinster 3 Zoll, der grösste beinahe einen halben Schuh im Durchmesser beträgt, habe ich letzten Herbst im Bielersee unterhalb Gerolfingen, in einem uralten Gepföhle von bedeutendem Umfange, herausgefischt. (...) Was mich am keltischen Ursprung dieser Ringe nicht zweifeln lässt, ist die schon erwähnte Identität ihres Stoffes mit den auf der Kanincheninsel gefundenen keltischen Scherben, wie auch ganz besonders der Umstand, dass solche Scherben selbst mit jenen Ringen vom Fischgarne an's Licht gefördert wurden.»⁸⁶ Jahn bat um eine Deutung der Tonringe und bot Keller eines der Stücke für die Sammlung der Antiquarischen an, doch obwohl er die Anfrage einen Monat später wiederholte, scheint ihm Keller diesbezüglich nichts mitgeteilt zu haben.

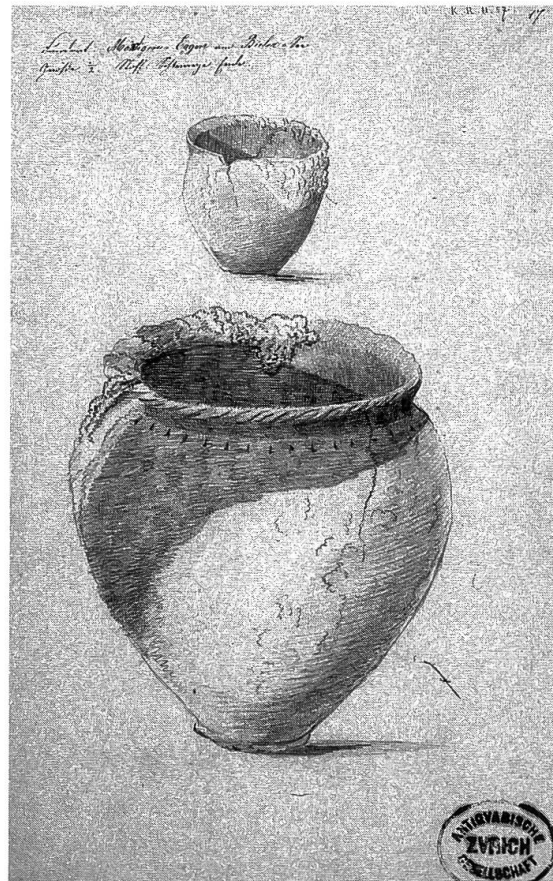
Ein direkter Zusammenhang mit Jahns Brief ist nicht verbürgt, doch interessanterweise verbrachte Ferdinand Keller kurz darauf, im März 1844, einige Zeit in Männedorf, wo er neben anderen Örtlichkeiten der Umgebung ein weiteres Mal die Fundstelle der Steinbeile besichtigte, diesmal zusammen mit dem Geologen Arnold Escher von der Linth. Am 24. März 1844 schrieb Keller nach Zürich: «Ein zweiter Streitmeissel von Serpentin viel grösser und schöner als der beiliegende war vor einiger

Zeit noch im Besitze des Stummen Heinrich Billeter, der, wie er mir durch Zeichen zu zeigen suchte, den Keil zerschmettert hat. Ich will sehen, dass die Stücke gesucht werden. (...) Es müssen eine Menge solcher Gegenstände dort gefunden worden sein. Die Erde worin sie lagen, war so mit Knochen aller Art angefüllt, dass sie eine schwarze Farbe angenommen hatte und in dem Rebberge des Herrn Eugen Zuppinger als Dünger angewendet wurde. Vielleicht dass hier noch das eine und andere zum Vorschein kommt. Waere das Wasser niedriger so liesse ich fischen; ich werde auch Auftrag geben, dass man im Rebberge und auf dem Damme, wo das Erdreich hingebracht worden ist, auf diese Gegenstaende Acht gibt.»⁸⁷ Zwar gelangten in den folgenden Jahren weder weitere Funde noch Meldungen aus Männedorf nach Zürich, aber Kellers Interesse für die Seeufer war geweckt worden.

Die nächsten verbürgten Informationen zu Seeuferfunden erreichten Keller fünf Jahre später, als Emanuel F. Müller am 25. Dezember 1849 als Dank für seine Ernennung zum Korrespondierenden Mitglied der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich einen mehrseitigen Bericht über seine antiquarischen Forschungen am Bielersee schickte. «Der Bielersee birgt auch seine antiquarischen Schätze, die aber zu heben schwierig sind, da sie bei 8 Fuss tief unter dem Wasserspiegel liegen. Die Töpferware ist von schwarzem Thon in der Art wie jene die in den Gräbern gefunden wird, hingegen auf dem Stuhl gearbeitet; ich habe in letzter Zeit noch mehrere ganze Stücke in verschiedenen Formen erhalten, die ich werde nachzeichnen lassen. In einer dieser Vasen fand sich eine Bernsteincoralle vor, Kohlen, Spähne etc. In der Tiefe sind mehrere Kähne von ganzen Baumstämmen sichtbar. Ein Pfahlwerk, das auf diesem Platz bemerkbar ist, lässt vermuthen, dass hier ein grosses Gebäude durch ein der Geschichte entgangenes Naturereignis da versunken sei.»⁸⁸ Auf den dem Brief beigelegten Zeichnungen waren auch Töpfe und Scherben aus Mörigen dargestellt (Abb. 8). Müllers These vom Anstieg der Seespiegel wurde damals von Keller selbst noch geteilt, denn er wies Müller darauf hin, dass auch in Weesen am Walensee Pfahlwerk und römische Gegenstände deutlich unter dem heutigen Wasserspiegel gefunden worden seien.⁸⁹

In den folgenden Jahren schrieb E.F. Müller in seinen Briefen an Ferdinand Keller immer wieder von den Funden bei Mörigen. «Es ist nemlich daselbst ein grosses Pfahlwerk, gleich wie hinter dem hiesigen Schlosse circa 10 a 14' [Fuss] unter der Wasseroberfläche sichtbar. (...) Diese bedeutenden Gebäulichkeiten müssen seiner Zeit durch ein bedeutendes Naturereignis, wovon die Geschichte nichts erwähnt, sich versenkt haben.»⁹⁰ Dieser Brief erreichte Keller ein oder zwei Tage nach einem Schreiben, in dem Georg Escher von Berg seine Untersuchung in der Landsiedlung am Ebersberg beschrieb.⁹¹ In dieser Zeit begann Keller seine Suche nach Wallanlagen und anderen «keltischen» Siedlungsanzeichen zwischen Schaffhausen und Bülach, und auf den damit verbundenen Wanderungen hatte er viel Zeit zum Nachdenken. Welche Gedanken mögen ihm gekommen sein, als ihn die folgenden Zeilen Müllers zum Pfahlwerk im Möriger Ecken erreichten: «Die Fischer, die mir diese Sachen bringen, sagten sie seyen nun auch auf eine compacte Masse von Menschen & Pferdeknochen gestossen; daraus müsste gefolgert werden, dass bei dem einbrechenden Unglück sich alles Lebende zusammendrängte & auf diese Weise den Tod fand.»⁹² Musste sich Keller da nicht an die schwarze Schicht voller Knochen in Männedorf erinnern? Am Bielersee dasselbe wie am Zürichsee? Was hatte sich an den Seeufern abgespielt? Was wäre,

Abb. 8. Zeichnung zweier Töpfe in der Sammlung von Emanuel F. Müller in Nidau (heute wohl «Musée Schwab», Biel), die zwischen 1847 und 1849 aus dem «Pfahlwerk im Möriger Ecken» herausgefischt worden waren. (Zeichnungsbücher AGZ, «Keltisch-Römisch-Fränkisch», Bd. II,57; Foto Martin Bachmann)



wenn keltische Siedlungen auch am Seeufer gestanden hätten und seither überflutet worden wären? Was sich Keller damals wirklich überlegte, wissen wir nicht, doch seine rasche und zielgerichtete Reaktion im Januar 1854 legt nahe, dass er nur auf eine günstige Gelegenheit gewartet hatte, um dem Rätsel der Pfähle im See auf die Spur zu kommen.

Das Jahr 1854: Die Teile kommen zusammen

Im Januar ...

Das bisher eher gemächliche Sammeln am Bielersee beschleunigte sich zusehends, als Oberst Schwab von einem Freund mitgeteilt wurde, «er habe auf dem Nidau Steinberg Ringe, Vasen und Messer gesehen. Ich habe dann im Nov. [1853] die Stelle besucht und mit unvollständigen Instrumenten, eine ganze Urne, den ersten Knusser nebst Bruchstücken von Vasen herausgezogen und dem Müller gegeben. Sobald es die Witterung erlaubte, im Anfang des Jahres [1854] fuhr ich nach dem Mörigen Steinberg und sah schon dieses mahl die Stelle bei Sutz und Latrigen.»⁹³ Schwab und Müller erkannten im Januar 1854, dass Mörigen nicht das einzige prähistorische Pfahlwerk am Bielersee war. Es dämmerte ihnen, dass sie einem bedeutenden Phänomen auf der Spur waren,

weshalb sie eine systematische Suche nach weiteren solchen Fundstellen am Bielersee begannen. Da weder Müller noch Schwab irgendetwas davon publik machten, waren es letzten Endes die im Januar 1854 bei Obermeilen gemachten Funde, die den entscheidenden Anstoss für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit den Pfahlwerken gaben.⁹⁴

Zwar waren schon im Winter 1829/30 bei der Reinigung der Rohrhabe am Seeufer bei Obermeilen Pfähle und Steinbeile beobachtet worden, doch war niemand in der Nähe gewesen, der sich dafür interessierte, und so geriet die Sache wieder in Vergessenheit. Im Winter 1851 erfuhr der mittlerweile in Meilen tätige Lehrer Johannes Aeppli (1815–1886) von diesen seltsamen Funden und bekam auch einige Steinwerkzeuge zu sehen, die einer der Anwohner aufbewahrte. Doch als im Winter 1852/53 wieder ähnliche Dinge gefunden wurden, war Aeppli krank und als er endlich selbst vor Ort hätte gehen können, war die Stelle bereits wieder überflutet. «Steine, wie die benannten, Hirschhorn und Knochen sollen zum Vorschein gekommen, aber deren Zweck nicht erkannt worden sein.»⁹⁵ Besonderes Aufsehen machte auch diese Sache nicht und weder Keller noch andere Mitglieder der Antiquarischen bekamen Wind davon. Aber Lehrer Aeppli wartete geduldig auf die nächste Gelegenheit.

Im Winter 1853/54 sank der Spiegel des Zürichsees aussergewöhnlich tief. In Meilen wurden Vorbereitungen zur Grundstückaufschüttung am Ufer getroffen, und Aeppli sah endlich seine Chance nahen. Er organisierte eine Meldekette unter seinen Schülern, und als ihm diese Mitte Januar den Beginn der Arbeiten meldeten, begab er sich sofort an Ort und Stelle. Verstohlen sammelte er in seiner freien Zeit dies und das auf und liess auch die Schüler den Aushub durchsuchen. Wozu das aber gut sein sollte, sagte Aeppli niemandem. Drei Tage lang ging das gut, bis ihn am Morgen des vierten Tages der Grundeigentümer wegschickte, weil wegen eines nahenden Wetterumschwungs die Arbeiten rasch abgeschlossen werden mussten. Aeppli eilte sofort nach Hause, setzte einen Brief an die Antiquarische Gesellschaft auf, in dem er von den Funden berichtete, und brachte diesen eben noch auf das Postschiff, das um 8 Uhr in Richtung Zürich ablegte.

Noch am gleichen Morgen befand sich der Brief in den Händen Ferdinand Kellers, doch war er an diesem Tag verhindert, sich persönlich um die Angelegenheit zu kümmern. Aber er reagierte zielgerichtet und ohne zu zögern. Statt die Sache auch nur einen Tag ruhen zu lassen, bat er Heinrich Meyer-Ochsner an seiner Stelle als Altertumskenner nach Meilen zu reisen, und ebenso den Geologen Arnold Escher von der Linth, mit dem er zehn Jahre zuvor die Fundstelle am Seeufer bei Männedorf besichtigt hatte. Letzterer erhielt von Keller explizit den Auftrag, herauszufinden, «ob die gefundenen Pfähle früher am Lande gestanden hätten».⁹⁶ Keller ahnte, dass das Rätsel der Pfähle im See mit der Antwort auf diese Frage verknüpft war, doch inwieweit er dabei bereits an Pfahlbauten dachte, ist unbekannt.

Anscheinend schloss sich den beiden hastig losgeschickten noch ein weiteres Gesellschaftsmitglied an, denn als Aeppli um 12 Uhr, gerade einmal vier Stunden nach Abgang des Briefes, auf ein Klopfen hin die Tür öffnete, sah er drei gelehrte Männer aus Zürich vor sich. Vom raschen und hochrangigen Besuch war Aeppli derart übermannt, dass er später nicht mehr wusste, dass Ferdinand Keller nicht dabei war, sondern von Meyer-Ochsner vertreten wurde. Als dritte Person nennt er Ludwig Schulthess, was aber keine weitere Quelle bezeugt.⁹⁷ Bereitwillig übergab Aeppli den

Besuchern die schönsten Stücke für die Sammlung der Antiquarischen und führte sie zur Fundstelle hinab.

Meyer-Ochsner und Escher übergaben Keller neben den Funden auch einige Notizen, die heute nicht mehr aufzufinden sind. Am nächsten Tag besichtigte Keller erstmals selbst die Fundstelle und machte in der Folge weitere Besuche in Meilen. Dabei scheint er den Kontakt mit Aepli gemieden und lieber direkt mit den Findern gesprochen zu haben, d.h. mit den Arbeitern, Schülern und Grundbesitzern.

Im Protokoll der von Ferdinand Keller geleiteten Sitzung der Gesellschaft vom 28. Januar 1854 wird der Fund unter «Vorweisungen von Geräthschaften» erstmals aktenkundig: «Ein Steinbockhorn, Hirschgeweihe, durchbohrte Knochenstücke, geschliffene Eberzähne, Kelts aus Serpentin, Messerchen aus Feuerstein & Schleudersteine, welche laut einem Briefe des Hrn Schullehrer Äppli in Obermeilen ca 60'–80' vom Lande u ca 2'–4' [Fuss] unter dem gegenwärtigen, sehr niedrigen Seespiegel bei der Ausgrabung von Erde für eine Landanlage gefunden u von Hrn A. Escher v.d. Linth, der sich mit Hrn. Dr. Meyer sofort persönlich dahin begab, mündlich näher erläutert wurden.» Interessanterweise wird hier die Fundsituation nur beschrieben, aber nicht gedeutet, was darauf schliessen lässt, dass sich Meyer und Escher nicht darüber im Klaren waren, was sie in Meilen eigentlich vor sich hatten.

Publizität und Heimlichtuerei

Die erste Veröffentlichung zu den Funden in Meilen findet sich im *Wochenblatt des Bezirkes Meilen* vom 4. Februar 1854: «In Obermeilen beim Rohrhäuschen wurden 60 bis 80 Fuss vom Lande im Seegebiet 3 bis 4 Fuss tief unter dem schon niedern, 8 Fuss unter dem mittleren Wasserstande im Seegrund Alterthümer hervorgegraben, welche zu den ältesten gehören, die man der Art gefunden hat. Aus den steinernen Waffen, Topfscherben und der grossen Masse von Thierüberresten schliessen die Sachkundigen, dass hier eine keltische Opferstätte gewesen sei. Es ist schade, dass die Arbeiter nicht früher auf die Bedeutung der Ueberreste aufmerksam gemacht worden sind, die Ausbeute wäre sehr reichhaltig geworden. Ein Celte, wahrscheinlich der, dessen Schädel man ausgegraben, hat zwei der schönsten steinernen Waffen (Celte) wegstipitzt, um seinem Götzen damit zu opfern.» Beim ungenannten Einsender dürfte es sich um Aepli handeln, denn die Beschreibung der Pfähle und die Distanzangaben stimmen weitgehend mit dem überein, was laut Sitzungsprotokoll der Antiquarischen im heute verschollenen ersten Brief Aeplis an die Gesellschaft stand. Ob die Idee der Opferstätte von Aepli, Escher oder Meyer-Ochsner stammte, lässt sich nicht mehr ermitteln, zeigt aber, dass die Fundstelle zunächst noch nicht als Siedlung gedeutet wurde. Dazu passt, dass Keller den Jahre später von Aepli erhobenen Anspruch auf die «Entdeckung der Pfahlbauten» mit der Bemerkung quittierte, dass jener «durchaus nicht mehr weiss, was er zuerst über die Sache gesagt hat und was ihm durch Unterredung mit Fachleuten und aus meinen Schriften klar geworden».⁹⁸

Am 8. Februar schrieb Aepli an Keller, dass er den Arbeitern für die Fundstücke eine kleine Belohnung versprochen habe, weil «Jemand in unserer Nähe ist, der einzelne Stücke an sich zu ziehen sucht, um sie entweder nachher zu verkaufen, oder

auf andre Weise sich dadurch Nutzen zu verschaffen.» Ist dieser «Jemand» durch Aeplis Einsendung an die Zeitung aufmerksam geworden? Oder handelt es sich gar um Ferdinand Keller selbst? Später schrieb dieser nämlich: «Was den Schmuggel betrifft, so haben bei meinen wiederholten Besuchen die Schulknaben mir gegen Neujahrshefte der Zürcher Gesellschaften freudig und getreulich abgetreten, was sie besaßen, und ich selbst habe eine Anzahl Pfahlbaudinge auf den Moderhaufen gesammelt.»⁹⁹

Im Februar scheint Keller wieder kränklich geworden zu sein, denn die Sitzungen der Antiquarischen vom 11. und 25. Februar fanden ohne ihn unter der Leitung des Vizepräsidenten statt. Doch die Korrespondenz zeigt, dass sich Keller weiterhin den Meilener Funden widmete. Zwischen ihm und Aepli setzte ein sporadischer Briefwechsel ein, dessen Inhalt schon zum Schluss verführte, Keller sei 1854 nie selbst in Meilen gewesen,¹⁰⁰ was aber nur für die Zeit nach dem 8. Februar zutrifft. Keller nahm auch seine Kontakte mit Troyon wieder auf, zunächst um ihn allgemein zu seinen antiquarischen Projekten zu befragen. Doch schon wenig später scheint ihm Keller über Meilen geschrieben und die konkrete Frage gestellt zu haben, ob Troyon auf seinen Reisen durch Europa irgendwo schon ähnliche Geweihgeräte gesehen habe, wie sie in Meilen zur Fassung von Steinbeilen dienten.¹⁰¹ Keller schrieb auch an Emanuel F. Müller in Nidau und fragte ihn offenbar nach seinen Funden am Seeufer, denn Müller antwortete ihm, dass er am Bielersee bereits sechs Pfahlwerke kenne. Anders als Troyon erfährt aber Müller keine Silbe von den Funden bei Meilen.

An der Sitzung vom 25. Februar kamen in Abwesenheit Kellers die Meilener Funde ausführlicher zur Sprache. Es wurden einige weitere Stücke vorgelegt und ein Brief Aeplis vom 23. Februar verlesen. Anschliessend wurde ein Manuskript Kellers mit dem Titel «Die mutmassliche Natur der keltischen Ansiedelung bei Meilen und die Bestimmung der dort gefundenen Geräthschaften» präsentiert, das sich nicht erhalten hat.¹⁰² Erstmals wurde eine Deutung als Siedlung präsentiert, wobei die Wendung «mutmassliche Natur» andeuten könnte, dass Keller darin auch die Frage behandelte, ob diese auf dem Trockenen oder über dem Wasser errichtet worden war. Was immer auch der genaue Inhalt gewesen ist, die anwesenden Mitglieder werteten diesen Bericht anscheinend als eine Sensation, denn nach einer angeregten Diskussion fassten sie u.a. den Beschluss, «es möchte Hr Dr. F. Keller ersucht werden, über den Fund von Meilen eine Monographie auszuarbeiten».¹⁰³ Ein zusätzliches Indiz für die grosse Bedeutung, die der Sache beigemessen wurde, ist die am 10. März in der *Zürcher Freitagszeitung* erschienene längere Meldung zu Meilen, die über eines der Mitglieder der Gesellschaft durchgesickert sein dürfte: «Der beispiellos niedere Wasserstand des Zürichsees hat diesen Winter auch zur Entdeckung von Alterthümern in demselben geführt. In der Nähe von Meilen, wo sich eine Anzahl von Arbeitern mit Ausgrabung von Erde aus dem trockenen Seeboden beschäftigten, fanden sie eine Reihe von Pfählen eingerammelt, die durch Flechtwerk verbunden waren, und in dem darum gehäuften Schutte bedeutende Ueberreste einer alten Niederlassung, die nach dem Urtheil gelehrter Alterthumsforscher in die früheste keltische Zeit, wo nicht noch weiter hinauf, weisen. Die ganze Lebensweise der Bewohner dieses Fischerdorfes scheint Aehnlichkeit mit der der nordamerikanischen Hinterwäldler gehabt zu haben. Leider hat das steigende Wasser bereits wieder die

interessante Fundstelle bedeckt, die indess von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich im Auge behalten wird.»

Inzwischen war Keller anscheinend wieder auf dem Damm und präsierte am 11. März wieder die Sitzung der Antiquarischen Gesellschaft. Meilen kam diesmal nicht zur Sprache, weil die Arbeiten auf der Fundstelle bereits beendet waren. Müller, der erst jetzt aus der Zeitung von den Funden bei Meilen erfahren hatte, schrieb am 17. März an Keller, dass sich auch eine Untersuchung am Neuenburger- und Genfersee lohnen dürfte.¹⁰⁴ Wohl in der Annahme, dem Zürcher Forscher methodisch unter die Arme greifen zu müssen, beschrieb er ausführlich seine Geräte, wie sie vom Boot aus zu handhaben seien, wie man versandete Stellen mit wenig Aufwand freilegen könne und dass man auf der Suche nach solchen Plätzen am besten die Fischer befrage. Er schloss mit den Worten: «Bis die Sachen gesammelt sind ist nicht gut viel Lärm davon zu machen, sonst mischen sich allerlei habstüchtige Elemente hinein & (...) fangen an zu schachern. Zuerst sammeln & dann triumphieren.» Mit seiner Warnung kam Müller aber zu spät. Die in der *Freitagszeitung* abgedruckte Verballhornung von Kellers Bericht war von weiteren Blättern übernommen worden, weswegen dieser zur Richtigstellung einen eigenen Artikel in die *Zürcher Freitagszeitung* vom 17. März einrücken liess. Darin beschrieb er die dichten Pfahlreihen «(...) jeder Pfeiler 6' über den Boden hervorragend, deren Oberfläche eine Ebene bildete, die durch die Stücke von Querbalken vervollständigt wurde, so dass auf derselben offenbar eine Anzahl Fischerhütten erbaut war. (...) und eine merkwürdige Frage bleibt nur, ob damals nicht auch der Seespiegel sich weniger landeinwärts erstreckte; jedenfalls scheint seine Höhe geringer gewesen zu sein.» Keller war zu diesem Zeitpunkt bereits überzeugt, eine Siedlung vor sich zu haben, wog aber noch zwischen der Überschwemmungs- und der Pfahlbauthese ab. Offenbar suchte er zusammen mit anderen Mitgliedern der Gesellschaft die Seeufer im Kanton Zürich nach weiteren Pfahlbauten ab, doch ohne Erfolg. Vom Mai 1854 existiert eine Skizze der Untiefe «Storen» bei Greifensee,¹⁰⁵ doch dass es dort tatsächlich Pfahlbauten hat, wurde erst 1876 von Jakob Messikommer festgestellt.¹⁰⁶

Während sich im Frühjahr die durch die beiden Artikel ausgelöste Kette von Zeitungsmeldungen nach und nach verlief und Keller mit der Hilfe Müllers für den Sommer ein Logis am Bielersee suchte, wurden die Forschungen in der Westschweiz beschleunigt. Müller und Schwab liessen trotz des gestiegenen und trübe gewordenen Wassers weiterhin die Seeufer absuchen und Müller konnte am 12. Mai Keller mitteilen, er kenne mittlerweile acht «Wohnstellen» am Bielersee, von denen bisher aber nur deren vier Funde geliefert hätten. Ausserdem nannte er mit Port Chevron, Corcelettes, Auvernier und Colombier erstmals auch solche am Neuenburgersee, die er an Troyon weitergemeldet habe, der selber weiter nachforschen wolle.¹⁰⁷ In diesem Brief fiel auch erstmals das Wort «Pfahlbauten», das Müller wohl den nicht überlieferten Zuschriften Kellers entliehen hatte, denn vorher wie nachher benutzte Müller eigentlich die Bezeichnung «Pfahlwerke». Am 17. Mai erneuerte Müller seine Mahnung Keller gegenüber: «Nur eines bitte ich Sie, keine Veröffentlichungen in Zeitungen zu machen damit keine profanen Häscher mir die Leute, welche ich zum Auffinden verwende, rebellisch machen.»¹⁰⁸

Fast zwei Wochen zuvor hatte Troyon schon an J. Akerman geschrieben, den Sekretär der *Society of Antiquaries of London*, in deren *Proceedings* bereits die eine oder andere

seiner früheren Zuschriften abgedruckt worden war. Troyon rapportierte kurz die Funde von Meilen – die er selbst noch nicht gesehen hatte – und erwähnte auch den Brief Müllers, der ihm ähnliche Funde am Bielersee geschildert hatte.¹⁰⁹ Diese Berichte – eigene Nachforschungen hatte Troyon noch nicht oder noch ohne Erfolg angestellt – interpretierte er dahingehend, dass seit der Zeit dieser Siedlungen der Spiegel mehrerer Schweizerseen deutlich gestiegen sein müsse. Dass es sich um Gebäude über dem Wasser gehandelt haben könnte, deutete er mit keiner Silbe an.

Troyon weihte auch den Lausanner Geologen Adolphe Morlot (1820–1867) in die Pfahlbaugeschichte ein, der sich der Sache anscheinend mit etwas mehr Elan annahm. Schon bald berichtete ihm Jean Renevier von Pfählen, die im Genfersee unterhalb von Morges zu sehen seien. Morlot meldete dies an Troyon weiter und am 22. Mai fuhren sie gemeinsam zur Stelle hinaus. Innert kürzester Zeit konnten sie Scherben und mehrere Bronzegegenstände bergen.¹¹⁰ «Voilà donc toute une population en Suisse qui vivait sur les bords des eaux, et partout ces vestiges d’habitations sont sous 10 à 15’ d’eau! Meilen, me semble-t-il, ne doit pas être le seul point des bords du lac de Zurich où existent des pilotis.»¹¹¹

Ende Mai 1854 wussten mindestens fünf schweizerische Altertumsforscher – Keller, Müller, Schwab, Troyon und Morlot – dass in vorgeschichtlicher Zeit die Seeufer auf einer Höhe bewohnt gewesen waren, die jetzt unter Wasser lag. Diese «Fünferbande» hielt aber inzwischen mehr oder weniger dicht, und so merkten andere nur, dass da etwas im Gange war, aber nicht genau was. Am 1. Juli richtete Albert Jahn eine Anfrage an Ferdinand Keller: «Müller in Nidau soll neuerdings aus dem Pfahlwerk bei Gerolfingen im Bielersee Ansehnliches herausgefischt haben; auch sollen bei Räumung der Zihl abermals viele römische Überbleibsel zum Vorschein gekommen sein, die wohl auch Müller behändigt hat. Der Mann lässt aber auch gar Nichts von seinen Funden verlauten, und scheint lediglich auf’s Sammeln erpicht zu sein, womit aber der Wissenschaft wenig gedient ist. Ich meine auch, er fürchtet Concurrenz, wie er sie seiner Zeit von Bonstetten¹¹² erfahren. Werdet Ihr Eure Funde auf dem Grund des Zürchersee’s, ähnlich denjenigen von Gerolfingen in ihrem Vorkommen, nur viel älter, nicht in einem Heft der Mittheilungen beschreiben? Oder ist schon etwas Bezügliches erschienen? Du würdest mich zum grössten Dank verpflichten, wenn Du mir das betreffende Heft mittheilst.»¹¹³ Was Jahn nicht wusste: als er diese Zeilen schrieb, weilte Keller bereits seit vier Wochen am Bielersee.

«Pisces haesit in ulmo» – Kellers Besuch am Bielersee

Anfang Juni war Ferdinand Keller nach Nidau gereist, wo er mit Jungfer Hafter in einem Häuschen etwas ausserhalb von Biel und Nidau eine kleine Wohnung bezog. Hier begegnete er erstmals Oberst Schwab und zwischen den beiden schon etwas älteren Herren entwickelte sich auf Anhieb eine enge Freundschaft, die bis zu Schwabs Tod 1869 halten sollte. Den besten Eindruck von Kellers Aufenthalt im Seeland vermittelt einer seiner Briefe: «Mein lieber Freund! Zu meiner nicht geringen Freude erfahre ich aus deinem Schreiben, dass wenigstens zwei Glieder unsers antiquarischen Bundes noch am Leben sind. Fast musste ich glauben, es waeren waehrend dieses

gräulichen, nun bald fünf Wochen anhaltenden Regens – da mir keiner eine Silbe schrieb – ausser mir alle umgekommen, wie die Mäuse auf überschwemmten Feldern. Nun aber erheitert und belebt mich der Gedanke, dass mit mir doch noch drei übrig sind, und dass drei ein Collegium, oder wie man hier sagt, einen Leist ausmachen und dass, wenn wir der Vorschrift Crescite etc folgen, wir nach dieser allgemeinen Ersäufung der Welt doch wieder einen antiquarischen Verein zu Wege bringen. Non omnis moriar sei unser Wahlspruch – ob Fels und Eichen splittern etc. ob's Feuer oder Wasser regnet – ein Paar von uns kommen sicher davon und diese sammeln dann um so eifriger alte Scherben, Spiesse und Jahnsche Silhouetten. Du hast also gemeint, hier am Bielersee haetten wir besseres Wetter. Grad umgekehrt! Von unserer Qualität Witterung hast du wirklich keinen Begriff. Waehrend der ganzen Zeit meines Hierseins habe ich 3 einzige trockene Tage gehabt und vorige Woche raste der Sturm so arg, dass zwischen meiner Wohnung und Nidau (...) jede Verbindung unterbrochen war. Heute morgen machten mich die Kinder des Hauses auf einen Fisch aufmerksam, den in der Nacht der Sturm auf das Weidengestrüpp am Ufer geschleudert hatte – pisces haesit in ulmo. Auch das musst' ich noch erleben! Glaube nicht, dass Müller und Schwab und ich waehrend dieser Sündflut unterlassen haben, die Götter und Göttinnen der Gegend anzuflehen und ihnen Opfer zu bringen, den Kelten sauren Bielerwein, den Römern und Römerinnen lieblichen Neuchateller. Aber alles umsonst. Seit Jahn an den Ufern dieses Sees war und so unverschaeamt einfaeltiges Zeug über die hohen Maechte geplaudert, sind sie wüthend auf die Alterthumsforscher. Aber Muth gefasst, unsere Gesellschaft verdirbt nicht. Sie wird grünen und blühen wie ein Apfelbaum. (...) Wie reich die hiesige Gegend an celtischen und römischen Alterthümern ist, hast du, als du hier warst, des schlechten Wetters wegen bloss hören, nicht sehen können. In den kurzen Pausen, in denen es möglich war in Verbindung mit Schwab ein wenig in der Umgegend herumzustreifen, habe ich mehrere merkwürdige celtische Erdwerke, eine Reihe von Wasseransiedelungen, Trümmer röm. Stationen und die Römerstrasse zwischen Salodurum und Aventicum besucht, und werde auch über alle diese Dinge Bericht erstatten.»¹¹⁴

Um den 10. Juli herum kam Keller nach Jahren wieder einmal mit Frédéric Troyon zusammen und die beiden dürften viel zu besprechen gehabt haben. Am 12. Juli schrieb ihm dieser: «J'attendai de vous avoir vu pour écrire à la revue arch. de France.»¹¹⁵ Tatsächlich setzte Troyon am 1. August 1854 einen längeren Brief an die Redaktion der *Revue Archéologique* auf, der noch in der September-Ausgabe abgedruckt wurde.¹¹⁶ Darin stellte er die verschiedenen Pfahlbaufunde, natürlich mit besonderer Betonung jener im Kanton Waadt, kurz vor und interpretierte sie noch kürzer: «En Helvétie, de même que chez les Papous, de nombreuses habitations s'élevaient donc sur pilotis au-dessus de la surface des lacs et à quelques centaines de pas des rives, de manière à être à l'abri des bêtes fauves et des invasions de l'intérieur des terres.» Die ganze Pfahlbauthese, die Keller seit Ende Februar im Kopf wälzte, findet sich hier in einem Satz, der einen Monat vor dem Erscheinen des ersten Pfahlbauberichts verfasst wurde! Leider lassen uns die spärlichen Quellen darüber im Unklaren, was Keller und Troyon genau besprochen hatten und wer wem welche Ideen verdankte.

Nachdem Keller gut sechs Wochen dem Regen und den kalten Winden am Bielersee getrotzt hatte, raffte er sich zu einem Abstecher ins Berner Oberland auf,

wohl um an den dortigen Seen nach Pfahlbauten zu suchen. Doch als er am 17. Juli von Biel kommend in Bern eintraf, schrieb er einen nicht überlieferten Brief an Schwab und ergriff kurzerhand die Flucht nach Zürich. Vom Wirt der «Schmiede» in Bern erfuhr der nachgereiste Müller, «das Barometer habe schnell» Kellers «Compassé geändert».¹¹⁷ Müller und Troyon hatten in ihren folgenden Briefen Mühe, ihre Enttäuschung über Kellers Abschied auf französisch zu verbergen, doch scheint das Wetter nicht alleine Schuld gewesen zu sein. Darauf deutet zumindest die spätere Bemerkung Schwabs: «(...) da mir aber der Hauptgrund bekannt ist, so will ich diese so schnelle Abreise nicht mehr besprechen.»¹¹⁸

Den Forschungen in der Westschweiz tat dies keinen Abbruch. Müller und Schwab fischten, sobald sie Gelegenheit dazu hatten, und am 24. August 1854¹¹⁹ testete Adolphe Morlot auf dem Pfahlbau Morges, assistiert von Frédéric Troyon und Auguste Forel, eine von ihm selbst entworfene Tauchausrüstung. Der Apparat, im Prinzip eine Taucherglocke für den Kopf mit einem kleinen Fenster, funktionierte tatsächlich, doch stand der Aufwand in keinem Verhältnis zum Ertrag, weshalb diesem Anfang der Taucharchäologie in der Schweiz ein mehr als hundertjähriger Unterbruch folgte.¹²⁰

Währenddessen sass Keller in Zürich hinter seinen Papieren und verwob seine Beobachtungen am Bielersee mit den wohl schon vor seiner Reise recht weit gediehenen Untersuchungen am Material aus Meilen zum ersten Pfahlbaubericht. Ihm war klar, dass bereits zu viele Leute Bescheid wussten und dass ihm andere zuvorkommen würden, wenn er sich nicht beeilte. Neben der Zeit waren offenbar auch die Mittel etwas knapp, schrieb er doch später mit Bezug auf den ersten Pfahlbaubericht: «Von den fünf Tafeln könnten ein Paar besser sein, sie durften aber nicht viel kosten.»¹²¹ Diese Anstrengungen bekamen ihm wohl nicht gut, denn aus dem bereits erwähnten Brief von Schwab vom 21. August 1854 geht hervor, dass Keller krank und zu Baden in der Kur war. Wie lange er ausser Gefecht blieb, ist nicht bekannt, doch dürfte das Manuskript des ersten Pfahlbauberichts bereits abgeschlossen gewesen sein, denn Anfang September wurde dieser Meilenstein der archäologischen Forschung ausgeliefert.

Der erste Pfahlbaubericht

Ein neuer Blick auf die Vergangenheit

Der erste Pfahlbaubericht von Ferdinand Keller wird gerne auf das exotische Bild eines auf dem See errichteten Dorfs (Abb. 9) reduziert. Besonders die Berge im Hintergrund werden oft als romantisches Konstrukt eines alpenländischen Patriotismus angeprangert. Das Panorama ist zwar nicht nach der Natur gezeichnet, zugegeben, gibt den Charakter der Aussicht am Fundort aber nur wenig übertrieben wieder (Abb. 10). Der Schwerpunkt soll hier aber nicht auf diese eine Abbildung gelegt werden, denn forschungsgeschichtlich betrachtet enthält das Heft einige bedeutende Neuerungen, die unsere Sicht auf die vorgeschichtliche Vergangenheit für immer verändert haben.

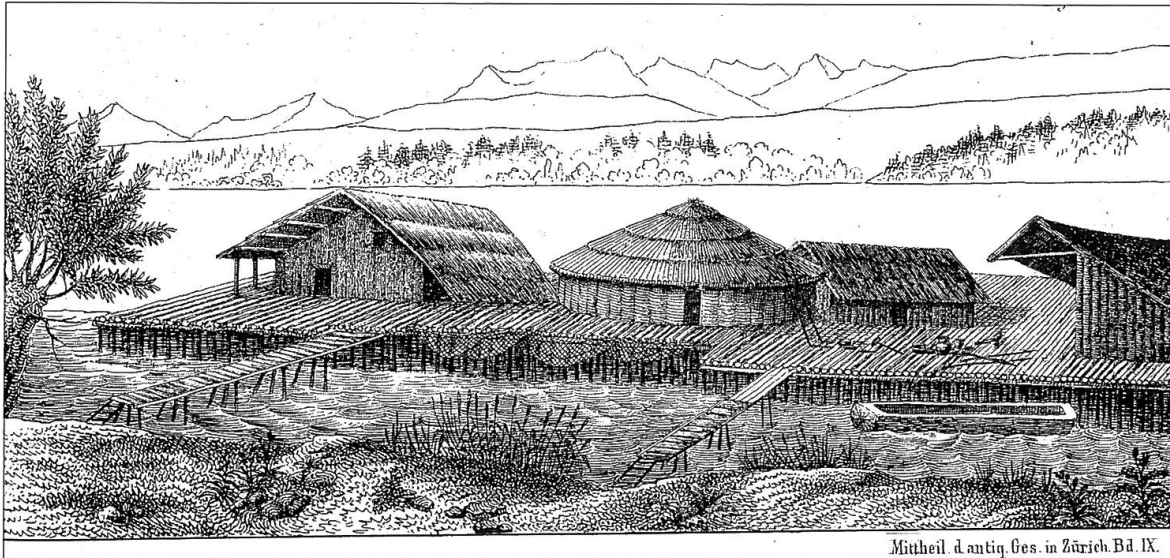


Abb. 9. «Von den fünf Tafeln könnten ein paar besser sein, sie durften aber nicht viel kosten.» Erste Rekonstruktion des Pfahlbaudorfs bei Obermeilen. (Keller 1854, Taf. I,4; Foto Martin Bachmann)



Abb. 10. «Alpenpanorama» von Obermeilen aus gesehen, aufgenommen am 4. Mai 2003. Die Breite des Bildausschnitts entspricht einem leichten Weitwinkel von 34 mm. (Foto Martin Trachsel)

Nach einer kurzen Einleitung beschreibt Keller die ihm bekannten Pfahlbauten des Zürichsees (Meilen und Männedorf) und des Bielersees (Nidau-Steinberg, Sutz, Lattrigen, Mörigen, Hageneck, Kanincheninsel und Petersinsel), wobei er nur bei der Kanincheninsel durchblicken lässt, dass er sie nicht selbst gesehen hat. Meilen und Nidau werden ausführlich und mit ihrem Fundspektrum vorgestellt, bei den übrigen beschreibt er Art und Grösse der Pfahlwerke, aber kaum mehr, waren diese doch bis zum Sommer 1854 erst ungenügend untersucht. Entsprechende Funde an anderen Seen sind als Zitate aus Briefen anderer oder gar ohne Quellenangabe an den Schluss gestellt, um die sich erst abzeichnende weite Verbreitung der Pfahlbauten zumindest

anzudeuten. Am gründlichsten befasst sich Keller mit den Befunden und Funden aus dem Pfahlbau bei Meilen, der ihm auch dazu dient, weiterführende Aspekte wie den Stand der Kultur, die Ethnie der Bewohner und die Pfahlbauthese selbst zu erörtern.

Mit seinem naturwissenschaftlichen Hintergrund und technischen Flair war Keller die richtige Person, sich dem breiten Spektrum der Hinterlassenschaften der Pfahlbauten von Meilen anzunehmen. Es fanden sich zwar nur wenige ganz erhaltene Artefakte, wie sie Sammler und reine Antiquare erfreuen, und auch die zahlreichen Bruchstücke boten an sich nichts Neues. Dafür erschienen hier erstmals Rohmaterialien, Produktionsabfälle und Halbfabrikate, die nicht nur anzeigten, dass Gefässe und Geräte an Ort hergestellt wurden, sondern die es Ferdinand Keller erlaubten, ganze Produktionsketten vorzuführen. Fabrikation, Rohmaterial, Handhabung und Verwendung von Steinbeilen breitet Keller über vier Seiten aus, das ist ein Achtel des ganzen Heftes. Andere Fundgattungen bespricht er weniger eingehend, aber ebenfalls mit Blick auf Herstellung, Herkunft und Gebrauch. In einigen Fällen belies es Keller nicht bei Mutmassungen. So liess er die an einigen in Meilen gezogenen Pfählen sichtbaren Bearbeitungsspuren von Zimmerleuten und Schreibern begutachten, die seine Ansicht teilten, diese seien nicht mit Metallwerkzeugen, sondern mit Steinbeilen zugehauen worden. Um sich vollständig davon zu überzeugen, liess Keller sogar Versuche mit Steinbeilen anstellen, die leider nicht näher dokumentiert sind.¹²²

Die in Meilen reichlich vorhandenen Tierknochen und Pflanzenreste waren 1854 nicht systematisch gesammelt worden, weshalb es Keller im ersten Pfahlbaubericht nicht gelang, das Verhältnis von Viehzucht und Ackerbau gegenüber Jagd und Sammeltätigkeit zuverlässig zu ermitteln. Immerhin formulierte er die entsprechenden Fragen so deutlich, dass jedem Leser klar wurde, dass solche Reste mehr über die Lebensweise der prähistorischen Bevölkerung verraten, als es Schmuck, Geräte oder Scherben vermögen.

Bei allen Unzulänglichkeiten, in ihrer Perspektive unterscheidet sich Kellers Darstellung grundsätzlich von den vorher üblichen, indem sie das Gesamtbild der Technik und Wirtschaft einer vergangenen Bevölkerung in den Vordergrund rückte. War er in der Gräberforschung bei der Beschreibung der prähistorischen Menschen noch quasi an der Oberfläche haften geblieben, indem er aus Schmuck, Stoffresten und etwas Phantasie deren äussere Erscheinung rekonstruierte (Abb. 5), so begann er nun, die wirtschaftlichen Grundlagen zu ermitteln. Die Artefakte selbst traten etwas in den Hintergrund und gaben dafür den Blick auf das Leben und Arbeiten der Menschen frei. Dort, wo die Funde Lücken zeigten, füllte er sie durch Beschreibungen aus ethnographischen Reiseberichten. Keller war bei weitem nicht der erste Archäologe, der sich solcher Vergleiche bediente, doch in dieser Ausführlichkeit und eingespannt in den ökonomischen Rahmen gewann dieses Vorgehen eine neue Qualität, die schon bald die Arbeiten anderer Altertumsforscher prägen sollte. Dieser Aspekt des ersten Pfahlbauberichts wurde damals wohl noch nicht ganz so stark wie heute von der prägenden Kraft jenes Bildes überstrahlt, das der schlanken Schrift ihren Titel gab.

Weshalb Pfahlbauten?

Im ersten Pfahlbaubericht stellte Keller zwei Möglichkeiten zur Rekonstruktion der neu entdeckten Siedlungsplätze einander gegenüber. Nach der ersten wären die Häuser am trockenen Ufer errichtet worden, als der Seespiegel deutlich niedriger gewesen war, wobei die dicht stehenden Pfähle die Funktion gehabt hätten, das Ufer und die eigentliche Siedlung vor dem Wellengang zu schützen. Nach der zweiten These hätten die Pfahlwerke eine Plattform über dem Wasser getragen, auf der die eigentlichen Häuser standen. Dieser zweiten These, schrieb Keller, «können wir, durch die Besichtigung des Pfahlwerkes am Bielersee und eine Menge andere Gründe bewogen mit vollster Ueberzeugung beistimmen».¹²³ Die Gründe aber blieb Keller schuldig. Waren sie ihm schlicht zu offensichtlich? Oder ging dieser Aspekt in der Eile der Drucklegung einfach vergessen? Oder hielt er sie für so fadenscheinig, dass er sie nicht auszubreiten wagte? Es bleibt nichts anderes übrig, als aus Kellers Beschreibung der Fundverhältnisse die möglichen Argumente zusammenzusuchen.

Dass es sich um Siedlungen handelte, zeigte in seinen Augen bereits das Spektrum der Funde: Töpfe, Werkzeuge, Tierknochen, Lehmverkleidung von Flechtwänden, angebrannte Steine, Holzkohle usw. Zudem lagen die Funde in einer durchgehend den Platz bedeckenden Kulturschicht (Abb. 11). Diese wurden aber nur von Pfählen und nicht von anderen Bauresten wie Wänden oder Böden durchbrochen. Da Keller irrigerweise alle Pfähle als gleichzeitig ansah, liessen die Abstände von 30–45 cm zwischen denselben keinen Platz zum Wohnen. Folglich konnten die Häuser nur über den Pfählen gelegen haben. Einige dieser Argumente sind noch immer gültig und sprechen für eine abgehobene Bauweise der Häuser, aber was sprach dafür, dass diese Bauten über dem Wasser und nicht auf dem Trockenen errichtet worden waren?

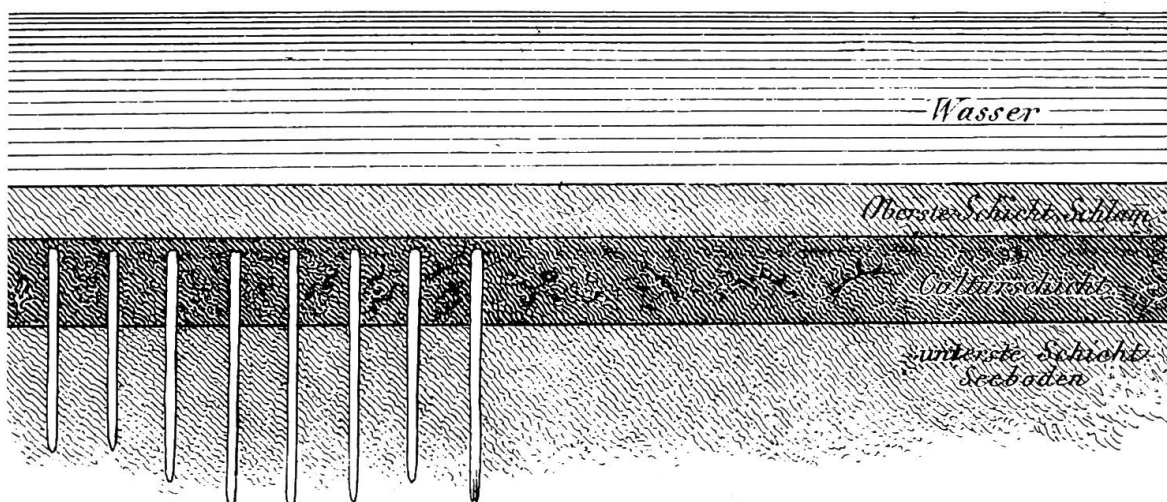


Abb. 11. Schematisches Profil durch die Fundstelle bei Obermeilen, das mehr den Vorstellungen Kellers folgt als der Beschreibung durch Lehrer Johannes Aeppli. (Keller 1854, Taf. I,2; Foto Martin Bachmann)

Wichtig war sicher das Urteil seines Freundes und angesehenen Geologen, Arnold Escher von der Linth, dass in Meilen «die Pfähle den dortigen Terrainverhältnissen gemäss gleich von Anfang an im See gestanden haben müssten».¹²⁴ Eine Inhaltsanalyse der Kulturschicht liess Keller anscheinend nicht vornehmen, führte deren dunkle Färbung aber auf eine «darin Statt gehabte Verwesung einer grossen Masse organischen Stoffes» zurück. Die in Frage kommenden organischen Materialien sind aber alle so leicht, dass sie nach dem Fall von der Plattform davonschwimmen oder zumindest vom leichtesten Wellenschlag weiterbewegt würden.

Das vielleicht überzeugendste Argument für die Pfahlbauthese findet sich interessanterweise nicht bei Keller, sondern in jenem kurzen Artikel, den Troyon kurz nach Kellers Besuch in der Westschweiz an die *Revue Archéologique* sandte. Die Erhaltung der Artefakte, z.B. die noch immer scharfen Kanten an den alt gebrochenen Scherben, zeige, dass diese nie vom Wellenschlag bewegt worden seien. Troyon folgerte daraus, dass die Siedlungen nicht in der Uferzone gestanden haben können. Weil der Wellenschlag bei Sturm einige Fuss tief reicht, müssten die Artefakte schon immer unterhalb der bewegten Wasserzone gelegen haben.¹²⁵ Das Argument überzeugt, solange man nicht über schwankende Wasserspiegel und das Jahrtausende dauernde Wechselspiel von Schichtbildung auf dem Trockenen, Seekreideablagerung bei Überflutung und Erosion im Wellenschlag nachdenkt. Doch so weit war die Gewässerforschung damals noch nicht.

Zu den typischen Erscheinungen der Pfahlbauten am Bielersee gehört eine nicht natürliche Häufung von Steinen im Bereich der Pfahlwerke, die ihnen den Namen «Steinberge» eintrugen. Keller nahm an, diese Steine seien von den Pfahlbauern zur Festigung des Untergrunds herangebracht worden. Als Beweis für diese These führte er einen mit Steinen gefüllten Einbaum an, den er bei der Petersinsel auf dem Seegrund neben einem kleinen Steinhaufen gesichtet hatte.¹²⁶ Solche Funde hängen aber, was Keller nicht wusste, mit der Herstellung zusammen, indem ein halb fertiger Einbaum oft für mehrere Jahre im See versenkt wurde, um das Holz weniger anfällig für Risse zu machen.¹²⁷ Nach heutiger Ansicht sind die Steinberge die Reste erodierter Schichten, quasi ein Konzentrat aller schweren und festen Objekte mehrerer Siedlungsphasen, was auch erklärt, weshalb auf dem Steinberg bei Nidau so viele Bronzegegenstände auf der Oberfläche lagen.

Das entscheidende Thema der Seespiegelschwankungen sprach Keller sowohl für den Zürich- wie für den Bielersee an, aber ohne sich festzulegen. Immerhin schloss er sich der Meinung an, dass die Jurarandseen früher bedeutend niedriger gestanden hätten. Ja er konnte sich sogar vorstellen, dass die Kuppe des Steinbergs bei Nidau, dessen höchste Stelle 1854 etwa 2,0–2,4 m unter dem Wasserspiegel lag, zeitweise eine kleine Insel gebildet haben könnte.¹²⁸ Da die übrigen von ihm benannten Pfahlbaustationen am Bielersee zumindest nicht tiefer lagen, stellte er damit seine Hauptthese eigentlich in Frage.

Letztlich dürfte es die Ähnlichkeit der Pfahlwerke mit dem Unterbau der früheren Fischerhütten der Schweiz und der Pfahlbauten in den ethnographischen Berichten gewesen sein, die den Ausschlag zu Gunsten der Pfahlbauthese gegeben hat. Diese Deutung vermischte sich wahrscheinlich mit der von Keller angenommenen Schutzfunktion der Pfahlbauten, die diese nur erfüllen konnten, wenn sie im Wasser standen.

Verstärkend dürfte sich auch ausgewirkt haben, dass in Meilen die Pfahlspitzen immer noch mehrere Fuss unter dem extrem niedrigen Pegel des Winters 1854 lagen, obschon dieser den bisherigen Tiefstwert von 1674 um einen Fuss unterbot.

Das Volk der Pfahlbauer

Alles, was aus der Zeit vor der römischen Besetzung der Schweiz stammte, war in Kellers Augen «keltisch», weshalb ihm hin und wieder die wenig schmeichelhafte Bezeichnung «Keltomane» zuteil geworden ist. Doch die Verwendung des Begriffs «keltisch» im Titel des ersten Pfahlbauberichts sollte primär die Zeitstellung des Phänomens bezeichnen. Ganz trivial war diese Zuordnung nicht, musste Keller doch erst eine Erklärung dafür finden, weshalb in den Pfahlbauten der Westschweiz die Geräte aus Bronze, in Meilen aber aus Stein waren. Beim Abwägen, ob dies einen kulturellen oder zeitlichen Unterschied anzeige, zog er als Vergleich die Landsiedlung auf dem Ebersberg hinzu. Weil dort sowohl Geräte aus Stein und grobe Keramik wie am Zürichsee als auch Geräte aus Bronze und fein gearbeitete Tongefässe wie am Bielersee gefunden worden waren, «stehen wir nicht an, die Vermuthung auszusprechen, dass die Erbauer der Seeansiedelungen ein Bruchtheil der keltohelvetischen Bevölkerung unseres Landes gewesen seien, glauben aber, dass die Pfahlbauten, jedenfalls die im Zürichsee, der vorhistorischen Zeit angehören und schon lange in Verfall gerathen waren, als die Kelten in die Geschichte des südlichen Europas eintraten.»¹²⁹ Diese Annäherung Kellers an das nordische Drei-Perioden-System mit der Abfolge Stein-, Bronze- und Eisenzeit ist wohl auf den Einfluss Troyons zurückzuführen, wie aus dessen Dankeschreiben für die Übersendung des Pfahlbauberichts durchscheint.¹³⁰ Wenn Keller zumindest einmal das Wort «keltohelvetisch» gebrauchte, so war das kein blinder Patriotismus. In Mörigen war nämlich auch ein Eisenschwert gefunden worden (Abb. 12), das nach damaligem wie heutigem Urteil in die Zeit der Kelten datiert.¹³¹

Im Zusammenhang mit der späteren nationalistischen Ausdeutung der Pfahlbauten muss betont werden, dass Ferdinand Keller von Anfang an davon überzeugt war, dass es sich bei diesen um kein rein schweizerisches Phänomen handelte. «Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass diese seltsame Art der Ansiedelung nicht auf die helvetischen Seen sich beschränkt, sondern im ganzen Umfange der vormals keltischen Länder vorkommt, und dass daher in allen Gewässern des ehemals keltischen Europas Spuren von Pfahlwohnungen anzutreffen sein werden.»¹³² Schon im zweiten Bericht über die Pfahlbauten konnte er stolz vermelden, «dass dieselben in ganz gleicher Form in Savoyen und am deutschen Ufer des Bodensees, in ähnlicher in Irland und im Norden Englands auftreten».¹³³ Immer wieder betonte Keller den länderübergreifenden Charakter des Pfahlbauphänomens, wobei der Begriff «keltisch» zusehends aus seinem Wortschatz verschwand. Schon 1860 sprach Keller nur noch von einer «Urbevölkerung, welche sich bei ihrer Ankunft in Mittel-Europa mit Vorliebe an den Ufern der Flüsse und der stehenden Gewässer niederliess.»¹³⁴ Bezüglich der Herkunft dieses Volkes verwies er auf Rütimeyers Untersuchungen an den Tierknochen der Pfahlbauten, die ergaben, «dass auch – und diese Thatsache ist für die Beurtheilung der Cultur und

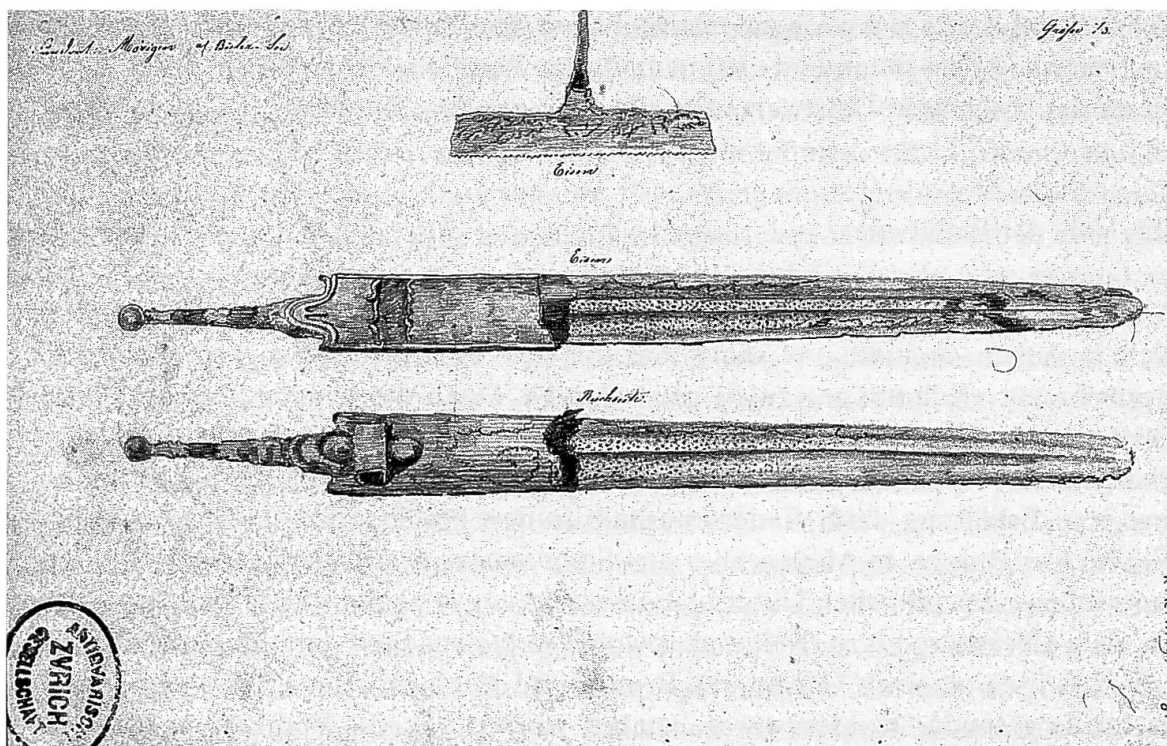


Abb. 12. Eisernes Schwert der jüngeren Eisenzeit, angeblich aus dem Pfahlbau von Mörigen. Hier in der Abbildung, die Emanuel F. Müller im Dezember 1849 an Ferdinand Keller schickte. (Zeichnungsbücher AGZ, «Keltisch-Römisch-Fränkisch», Bd. II,49; Foto Martin Bachmann)

Lebensverhältnisse der Ansiedler von höchster Wichtigkeit – Thiere ihnen nicht mangelten, welche nicht aus Europa, sondern aus Asien stammen, die ihnen als gezähmte Thiere von Osten her gefolgt waren.»¹³⁵ Als aber wenig später auch in Oberitalien Pfahlbauten mit ausserordentlich ähnlichen Funden entdeckt wurden, kam neben einer östlichen plötzlich auch eine südliche Herkunft ins Gespräch. Mit der ihm eigenen Vorsicht schrieb Keller, diese Ansicht könne «wie uns scheint, weder bejaht noch verneint werden. Das Einzige, was wohl ohne Gefahr eingeräumt werden kann, ist die Stammesgemeinschaft der Pfahlbaubewohner auf beiden Seiten der Alpen. (...) die wichtigen Fragen betreffend die Einwanderung der ersten Bevölkerung Mitteleuropas und ihre ursprünglichen Zustände werden noch lange ihrer Lösung harren.»¹³⁶

Auch wenn sich Ferdinand Keller nie ganz vom Gedanken lösen konnte, die Urbevölkerung der Schweiz von der Steinzeit an als Kelten zu bezeichnen, bedeutete das nicht, dass ihm andere darin folgten. In Anlehnung an die historisch bezeugten Vorgänge um die römische Besetzung und die germanische Landnahme deutete Troyon in seinen *Habitations lacustres* die Übergänge Stein-/Bronzezeit und Bronze-/Eisenzeit als scharfe, durch Eroberung ausgelöste Wechsel in Bevölkerung und Kultur.¹³⁷ Eine solche Pseudohistorisierung konnte Keller im fünften Pfahlbaubericht nicht ohne süffisanten Kommentar stehen lassen: «Es ist schade, dass bei Abfassung der Hab. lac. die vielen Seestationen, auf welchen man römische Geräthschaften findet, noch nicht bekannt waren, es wäre uns sonst ohne Zweifel eine dritte Eroberung des

Landes, nämlich durch die Alemannen, ein nochmaliges Verbrennen der Pfahlbauten und Decimiren der Bevölkerung als Schluss des Drama's vorgeführt worden.»¹³⁸ Andere Archäologen vermischten die beiden Positionen und erklärten den als kontinuierlich wahrgenommenen Übergang von der Stein- zur Bronzezeit als eine Entwicklung ohne Einwanderung, den damals als markanter empfundenen Wechsel von der Bronze- zur Eisenzeit mit einer Invasion der Helvetier.¹³⁹

Die Popularisierung der Pfahlbauten brachte in den 1860er-Jahren einen neuen Dreh ins Spiel, als Leute darüber zu schreiben begannen, die ihr Wissen vorwiegend aus Büchern schöpften, angereichert mit einem Schuss Sendungsbewusstsein: «Diese Niederlassung¹⁴⁰ gibt uns die höchst erfreuliche Botschaft, dass die ältesten Väter der Westschweiz die Brüder der Ostschweizer waren und dass beide wol schon vor vier- bis fünftausend Jahren Einer Nation angehörten und gleiche Sitten und Gebräuche hatten. Es liegen viele Weltstürme und Völkerzersprengungen zwischen damals und jetzt; allein das ist unbestreitbar, dass der Neuenburger- und Genfersee, der Zürcher-, Zuger- und Pfäffikersee u.s.w. von dem gleichen Volk der Helvetier bewohnt waren.»¹⁴¹ Eine derartige politische Instrumentalisierung findet sich bei keinem ernsthaften Archäologen jener Zeit, die nur zu genau wussten, dass Pfahlbauten quer durch ganz Europa anzutreffen waren. Auch die romantische Sicht der ost- und westschweizerischen Pfahlbauer als «Brüder» wurde von Keller nicht geteilt, sah er doch den Zweck der Pfahlbauten darin, «Leben und Eigenthum theils vor den Ueberfällen der Feinde, theils vor den Angriffen wilder Thiere (...) sicher zu stellen.»¹⁴² Nachdem Keller die Gefährdung durch wilde Tiere wegen des Widerspruchs der Naturforscher fallen liess, blieben als Erklärung für diese Siedlungsweise nur noch die Überfälle der Feinde übrig.¹⁴³ Wo denn der Feind sass, hatte der ethnographisch belesene Keller bereits Jahre zuvor zu Papier gebracht: «Die Geschichte der Entwicklung des Menschengeschlechtes lehrt nämlich, dass auf je tieferer Bildungsstufe ein Volk sich befindet, (...) gegenseitige Befehdung der Bewohner der verschiedenen Thäler und Landestheile stattfindet, und Krieg einen Theil der Beschäftigung der Männer ausmacht.»¹⁴⁴

Verpasste Chancen

Aus der Sicht der modernen Archäologie wurden bei den Untersuchungen 1854 in Meilen zwei grosse Chancen verpasst, die sich daraus ergaben, dass hier, anders als am Bielersee, nicht nur Gegenstände vom Seegrund hochgefischt, sondern die Schichten selbst durchgraben werden konnten. Die erste Chance lag im reichen organischen Material, das aber weder systematisch noch in Stichproben gesammelt wurde, was zumindest teilweise der Art der «Ausgrabung» anzulasten ist. Die Grundbesitzer liessen aus dem Seebett Erde ausheben und hinter die neu errichteten Ufermauern schütten, um Terrain zu gewinnen (Abb. 13). Eine genaue Beschreibung liegt nicht vor, doch wurde bis weit unter den niedrigen Seespiegel gegraben. Um zumindest das Oberflächenwasser zurückzuhalten, wurden Wälle aufgeschüttet, und die Passage: «Von einem Einsturze des Dammes sagte er [einer der Arbeiter] kein Wort, weil er wol wusste, dass mir die Ursache zu bekannt ist, warum Wasser in's Damm floss»¹⁴⁵ deutet an, dass durch Unachtsamkeit eines Arbeiters der Damm brach, was den Grabungen



Abb. 13. Blick von Osten über die vom Wasser bedeckte Seeufersiedlung bei Obermeilen am 4. Mai 2003. Die Rohrenhaab liegt etwa in der Bildmitte bei den Segelbooten. Das Haus links davon steht auf einem jener Grundstücke, zu deren Aufschüttung im Winter 1854 am trocken-gefallenen Seeufer Erde abgegraben wurde, wobei Pfähle und zahlreiche Funde freigelegt wurden. (Foto Martin Trachsel)

ein vorzeitiges Ende setzte. Hinzu kam, dass die Erdarbeiten im Akkord vereinbart worden waren. Somit ging das Sammeln der archäologischen Gegenstände nicht zu Lasten der Grundbesitzer, sondern verlängerte nur die Arbeitszeit derer, die im feuchten Dreck schufteten. Zwar hatten die Arbeiter eingewilligt, für die Antiquarische Gesellschaft alle Artefakte herauszulesen und «(...) mussten sich manchmal umsonst bücken, was manchmal ein saures Gesicht absetzte».¹⁴⁶ Aber von der Antiquarischen erhielten sie für ihre Mühen nicht mehr als einen «Trunk» mit Käse, Brot und Wein spendiert und ein kleines Trinkgeld,¹⁴⁷ hatten also wenig Anreiz, mehr als nur das Offensichtliche aufzuheben. Das ausgeworfene Erdmaterial wurde zwar noch von Lehrer Aeppli, seinen Schülern und den Grundbesitzern durchsucht, zum Teil sogar von Keller selbst und von anderen Mitgliedern der Gesellschaft. Doch Tierknochen oder gar Pflanzenreste interessierten sie alle offenbar zunächst herzlich wenig, denn nur die Geweihstücke wurden systematisch gesammelt. Die Idee, dass gerade die organischen Reste neue Einblicke in das Leben und Wirtschaften der frühen Menschen geben könnten, kam Keller erst beim Abfassen des ersten Pfahlbau-berichts, als es schon zu spät war, aber immerhin, sie kam ihm.

Die zweite der verpassten Chancen hätte für die prähistorische Archäologie der Schweiz einen Quantensprung bedeutet. Das besonders Ärgerliche ist, dass sie der geologisch interessierte Ferdinand Keller und erst recht der Geologieprofessor Arnold Escher von der Linth hätten erkennen müssen. Als sich Aeppli endlich der Bitten des wochenlang durch Krankheit in Zürich festgehaltenen Kellers erbarmte und eine

Beschreibung der Erdschichten der zweiten Grabungsstelle zusandte, wurde sie sogar auf dem Silbertablett präsentiert: «Über die Erdschichten am hiesigen Fundorte will ich auf Ihren Wunsch folgendes mittheilen: Die oberste Schicht, deren vier ausgegraben wurden, ist etwa 1 1/2 Fuss hoch und besteht aus zugeschwemmtem Schleihsand und Schutt verschiedener Art. Die zweite Schicht ist etwas dünner und besteht aus schwarzer Gartenerde (Humus) durchweg von gleicher Höhe od. Dicke, ruhend auf einem vollständigen Pfahlwerke, das Ihnen bekannt ist; die dritte Schicht hat ungefähr dieselben Bestandtheile, wie die oberste, ist jedoch nicht so hoch; die unterste, vierte Schicht besteht wieder aus Humus und kommt an Höhe der ersten gleich; in dieser wurde der Schädel gefunden, sowie die meisten steinernen Meissel, Schweinszähne & Kiefer. Die Hirschgeweihe fand man meistens in der zweiten Schicht. Das Pfahlwerk geht mehrere Fuss unter die unterste Schicht im Letten hinein. Mir scheint, eine nähere, noch genauere Untersuchung des Vorfindens der Alterthümer in den verschiedenen Schichten, wäre nicht ohne Nutzen.»¹⁴⁸

Es gab an dieser Stelle also zwei von einer fundleeren Strate getrennte Kulturschichten, deren Fundmaterial sich sogar bei oberflächlicher Betrachtung unterschied! Die Antwort Kellers ist nicht erhalten und wir wissen nur, dass Aeppelis helllichtiger Vorschlag nicht aufgegriffen wurde. Bei Abfassung dieser Zeilen war die Chance allerdings nicht mehr direkt zu nutzen, denn die Fundstelle lag schon wieder unter Wasser. Aber auch bei den späteren Untersuchungen in Meilen selbst oder an anderen Orten drängte Keller nie darauf, nach Schichten Ausschau zu halten oder die Funde gar nach diesen zu trennen. Und boten es ihm die Ausgräber doch einmal aus eigenem Antrieb an, versuchte er sie sogar von der Sinnlosigkeit eines solchen Vorgehens zu überzeugen. Das stratigraphische Prinzip, wonach die untere Schicht älter als die darüber liegende sein muss, war Keller längst bekannt und war von ihm auch schon selbst benutzt worden (Abb. 6).¹⁴⁹ Aber entweder fand er es hier nicht anwendbar, oder aber er dachte, das Material sei – und hier liegt wohl die Wurzel von Kellers Verstocktheit – oben wie unten sowieso dasselbe. Schon aus seiner Untersuchung zu den Grabfunden¹⁵⁰ wird nämlich deutlich, dass ihm jede Vorstellung davon fehlte, dass sich die Formen von Gefässen oder Werkzeugen im Laufe der Zeit ändern und dass man aus der Form auf das Alter schliessen könnte, sobald einmal die zeitliche Abfolge der Formen bestimmt war. Hätte Ferdinand Keller – oder einer seiner Zeitgenossen – diese Möglichkeit erkannt, so hätte sich die Archäologie der Schweiz wohl anders und vor allem schneller entwickelt.

Das «Capittre Jahn»

Als Keller im Frühjahr und Sommer 1854 den Pfahlbauten nachforschte, hielt er es für klüger, Albert Jahn nicht ins Vertrauen zu ziehen. Wie aus Kellers Brief vom Bielersee hervorgeht, hielt er nicht viel von dessen Art, archäologische Funde zu interpretieren. Vielleicht befürchtete Keller auch, dass Jahn nicht ganz zu Unrecht die Entdeckung der Fundstelle Mörgen für sich reklamieren könnte. Solches wurde in den Briefen zwar nie ausgesprochen, doch auch Müller, Schwab und Troyon hielten Jahn gegenüber den Mund. Vermutlich hatten diese schon selbst ihre Erfahrung mit ihm machen müssen.

Als Albert Jahn endlich die Neuigkeiten von dem mit den Verhältnissen zwischen den Antiquaren noch wenig vertrauten Geologen Morlot zugetragen erhielt, schrieb er nicht ohne Bitterkeit an Keller: «Vor Allem muss ich Dir mein Bedauern aussprechen, dass mir nicht das Vergnügen und der Genuss zu Theil geworden, Dich bei Deinem Aufenthalt in der Westschweiz, zumal in solcher Nähe, auf einige Tage zu sehen und zu sprechen. Müller in Nidau scheint Dich wirklich ganz in Beschlag genommen zu haben. Von Euer'n Forschungen im Bielersee und in der Umgegend, zu welchen sich auch Troyon und Morlot, wie mir dieser vorher sagte, einfanden, habe ich kein Wort Näheres vernommen.»¹⁵¹ Zugleich meldete Jahn auch seine Priorität bezüglich der Pfahlbauentdeckung an: «Das Gerolfinger- oder Mörigerpfahlwerk habe ich seiner Zeit zuerst entdeckt (bereits 1843) und dann, 1847, Herrn Müller verzeigt und mit ihm befahren.»

Kurz darauf schickte Keller den ersten Pfahlbaubericht an Jahn, der diesen sehr freundlich kommentierte: «Als ich von euren Entdeckungen zu Meilen in den öffentl. Blättern las, dachte ich gleich bei mir, es sei da ein Licht aufgesteckt worden, das auch auf unsere Bielersee <Pfahlbauten> einen erhellenden Reflex werfen werde, und es freut mich ungemein, dass diese meine Erwartung so glänzend in Erfüllung gegangen. (...) Deine Abhandlung über die Pfahlbauten ist, wie Alles, was aus Deiner Feder kommt, nach Inhalt höchst lehrreich und nach Form musterhaft klar. Die Tafeln sind ebenfalls sehr belehrend, wenn sie gleich in Ausführung theilweise Etwas zu wünschen übrig lassen.»¹⁵²

Dass seine frühen, schon 1844 Ferdinand Keller gemeldeten und 1850 publizierten Beobachtungen (siehe oben) im Bericht nicht genannt wurden, hätte Jahn vielleicht noch durchgehen lassen. Aber Keller hatte wieder einmal seine spitze Feder nicht im Zaum halten können und in seinem Begleitschreiben gestichelt: «Du schreibst mir, Du habest das Möriger Pfahlwerk zuerst entdeckt. Die Entdeckung haben doch eigentlich die Fischer gemacht und Du hast in dortiger Gegend Erkundigungen über das Vorhandensein von Alterthümern eingezogen und auf diese Weise von der Existenz des Pfahlwerks Kenntniss bekommen.»¹⁵³ Solches konnte Jahn wirklich nicht auf sich sitzen lassen: «Wenn übrigens die Fischer zu Mörigen u.s.w. als Antiquare gelten sollen, so will ich ihnen gerne die Priorität der dortigen antiquarischen Entdeckungen einräumen. Das ist aber gewiss, dass ich das Möriger Pfahlwerk zuerst in antiquarischen Zwecken befahren und erforscht habe, worauf denn ein paar Jahre später, Hr. Müller, bei einem Besuch in Nidau von mir an Ort und Stelle geführt, Acht bestellte und selbst zu fischen anfieng. Dies ist der Hergang der Sache, auf die ich übrigens kein Gewicht lege, da mir an der Wissenschaft mehr als an Personalien gelegen ist. Meinerseits beobachte ich Andern gegenüber das Suum Cuique gewissenhaft, worüber ich wohl auf meine übrigen antiquarischen Schriften als auch namentl. auf meine Topographie verweisen kann.»¹⁵⁴

Schon aus dem ersten einleitenden Absatz des Briefes geht aber auch hervor, dass Jahns Interessen damals weniger im Prähistorischen lagen: «Nicht genug, dass Du mir Deine keltischen Pfahlbauten, die der Forschung ein ganz neues Feld eröffnen, schenkest, Du hast mich sogar mit Mommsens Inscriptioes als Geschenk überrascht.»¹⁵⁵ Den grössten Teil seines Briefes füllte Jahn denn auch nicht mit Kommentaren zu den Pfahlbauten, sondern mit solchen zu römischen Inschriften. Als jedoch der Pfahlbaubericht in der Presse ein grosses Echo fand, fühlte Jahn seine Zurücksetzung in dieser

Sache immer stärker. Schon elf Jahre zuvor hatte er im Streit nach Zürich geschrieben: «Leider zeigt sich in dieser Sache eben wieder der leidige alte ausschliessende Sinn, der, was Zürich nicht schon viel besser aufzuweisen hat, nicht anerkennt.»¹⁵⁶ Dieses Gefühl wurde nun wieder akut. Verstärkend wirkten sicher die Schicksalsschläge, die ihn in jenem Sommer getroffen hatten, als kurz nacheinander sein Vater und seine Schwester gestorben waren. Am meisten wird ihn aber gefuchst haben, dass er die Bedeutung der Möriger Funde nicht schon 1843 erkannt und die Sache mehr als zehn Jahre hatte ruhen lassen. Unfähig, zu seinen eigenen Versäumnissen zu stehen, begann er eine Kampagne in eigener Sache und drängte auch andere Leute dazu, für seinen Anspruch einzustehen. Anfang Januar 1855 erhielt Keller einen Brief E.F. Müllers, der eine erneute Darlegung der Entdeckungsgeschichte der Pfahlbauten am Bielersee unter Hervorhebung der Rolle Jahns mit den Worten eröffnet: «Und nun ein Capittre Jahn, der mich durch seine Briefe, die hier beiliegen, zu einer Rechtfertigung nöthigt, damit ich nicht als einen Prioritaets Ursurpator gescholten werde!»¹⁵⁷

Auch wenn vorübergehend Ruhe einkehrte, Jahn hielt weiterhin daran fest, dass er als erster Antiquar ein Pfahlwerk im See besichtigt und anhand von Funden dessen vorgeschichtliches Alter konstatiert hatte. Das wurde von Keller zwar nie bestritten, aber erst sehr viel später auch einmal schriftlich festgehalten.¹⁵⁸ Zum offenen Streit kam es erst, als Jahn versuchte, seine knappe Beschreibung des Möriger Pfahlwerks und dessen Deutung als überschwemmte, prähistorische Siedlung als die eigentliche «Entdeckung der Pfahlbauten» auszugeben.¹⁵⁹

Ruhe vor dem Sturm

Mit dem Bild des Pfahlbaubooms in den 1870er- und 1880er-Jahren im Kopf würde man eigentlich erwarten, dass bereits der erste Pfahlbaubericht von 1854 national und international ein grosses Echo ausgelöst haben müsste. Das war aber nicht der Fall.

Erste Reaktionen von Kellers Korrespondenzpartnern

Anfang September 1854 begann Ferdinand Keller mit dem Versand des Heftes an seine Kollegen, während die Auslieferung an Abonnenten vielleicht etwas später erfolgte. Die schnellste Antwort stammt von Troyon, der aber nur kurz die chronologischen Streitfragen zwischen ihm und Keller ansprach, dann aber gleich über seine und Morlots neuen Forschungen berichtete.¹⁶⁰ Auch sonst blieben die Reaktionen, abgesehen von Jahn, eher gering. Als am 27. und 28. September 1854 die *Société Jurassienne d'Émulation* ihre Generalversammlung in La Neuveville am Bielersee abhielt und eine Exkursion auf die Petersinsel unternahm, kamen die Pfahlbauten mit keinem einzigen Wort zur Sprache, vielleicht weil E.F. Müller, der 1850 vor dieser Gesellschaft einen Vortrag über die Pfahlwerke gehalten hatte, im Herbst mehrere Wochen «kampfunfähig» war.¹⁶¹ Im gleichen Brief schrieb Müller über Kellers Arbeit «dieselbe macht aber auch Aufsehen – das Publikum interessiert sich dafür», was ihm in diesen Tagen auch viel Besuch bescherte.

Daniel Meyer, Apotheker in St. Gallen und als Münzsammler schon länger in Korrespondenz mit Ferdinand Keller, zeigte sich besonders interessiert an dieser Abhandlung, doch blieb es ihm «schwer verdaulich, wie man und warum die guten Kelten im Besitz von trockenem Lande lieber im Wasser bauten. Begreif's wer's kann.»¹⁶² Etwas später erklärte Johann Kaspar Mörkofer aus dem thurgauischen Gottlieben seine verzögerte Antwort damit, er habe eine Anzeige in der *Thurgauer Zeitung* geschaltet und um Mitteilungen über Pfahlbauten am Bodensee gebeten, damit er Keller gleich etwas diesbezügliches melden könne. Ausser einer Meldung über einen alten Fischfang habe er aber nichts erhalten und nun eine zweite Anzeige aufgegeben, die auf die Unterschiede zwischen einem Fischfang und einem Pfahlbau hinweise. «Ich schenke dieser Entdeckung um so lieber mein Interesse, weil dieselbe wie kaum etwas Anderes einen Blick in den Stand der ältesten Ureinwohner eröffnet.»¹⁶³

Morlot berichtete Ende Oktober, dass am Thunersee im Augenblick wenig auszurichten sei, dass aber sein (bereits zwei Monate zuvor getesteter) Tauchapparat vollständig geraten sei, äussert sich aber nur ganz kurz zum Pfahlbaubericht: «Ihr Heft über die Pfahlwerke der Schweiz habe ich mit grösster Freude gelesen. Ich musste über den Franzosen lachen, der verbietet ohne Stahlhammer Feuersteingeräthe zu verfertigen. Wie haben es denn die Wilden Nordamerika's gemacht!»¹⁶⁴ Keller, der ohne eigene Erfahrungen mit Feuerstein im Pfahlbaubericht auf die Arbeit eines Franzosen verwiesen hatte, dem wohl nur die neuzeitliche Produktionstechnik von Flintsteinen bekannt war, war irritiert. Er wandte sich brieflich an Edouard Desor (1811–1882) in Neuchâtel, der als Geologe längere Zeit in Amerika gewesen war und sich dabei auch eine ethnographische Sammlung zugelegt hatte. Desor mochte sich in dieser Frage zwar nicht gleich festlegen, erwiderte aber, er habe bisher nicht daran gezweifelt, dass Feuerstein mit Steinhämmern bearbeitet werden könne, wie Keller auch einen aus einem Pfahlbau abgebildet habe. Ansonsten ist Desors Kommentar zu Kellers Heft sehr knapp: «Dass die alten Celten sich vorzüglich der Sicherheit wegen auf das Wasser hockten, scheint mir höchst plausibel.»¹⁶⁵

Die Reaktionen in den Briefen sind selten und wenig kontrovers, was angesichts der schwachen Beweisführung für die Pfahlbauthese erstaunen mag. Kritik an der Pfahlbauthese wird zwar gelegentlich erwähnt,¹⁶⁶ fand aber mündlich oder erst in späteren Jahren statt, denn weder in den Briefen an Keller noch in den einschlägigen Publikationsorganen zwischen 1854 und 1858 sind entsprechende Passagen zu finden. Wahrscheinlich fehlte den Fachleuten schlichtweg die Zeit für eine kritische Auseinandersetzung mit Kellers Theorien. Begeistert von der neuen Fundstellengattung und dem reichen Material begannen die Archäologen der Schweiz, sämtliche grösseren und kleineren Seen in ihrer Nähe abzusuchen, deren Anwohner nach den typischen Zeichen für Pfahlbauten zu befragen und Fischer zur «Ausbeutung» der bekannten Fundorte anzustellen.

Das Echo in der Tages- und Fachpresse

Wie schon die ersten Meldungen zu Meilen im März 1854, begab sich auch der erste Pfahlbaubericht in mehr oder weniger verstümmelter Form auf Tour durch die Tages- und Wochenzeitungen. Zu den Artikeln, die mehr als blosser Nacherzählungen waren, zählt jener von Vouga in der *Revue Suisse*, worin erstmals die Stelle zitiert wurde, in der Herodot (v.16) Pfahlbauten am Prasiasssee in Makedonien beschrieb.¹⁶⁷ Keller hatte nach eigener Aussage zwar noch während der Grabungen in Meilen einen entsprechenden Hinweis von Prof. Hitzig erhalten, aber vergessen, ihn im ersten Pfahlbaubericht zu berücksichtigen.¹⁶⁸ Vouga wusste bereits von verschiedenen privaten Sammlungen von Pfahlbaufunden und nutzte den Artikel gleich für eine politische Stellungnahme: «Les antiquités d'un pays lui appartiennent; ce sont des actes historiques que l'individu n'a pas le droit d'accaparer pour en orner sa cheminée ou les jeter comme jouets à ses bambins» und forderte dazu auf, zukünftige Funde an öffentliche Sammlungen abzugeben.¹⁶⁹

Die Berichte in den Zeitungen und Zeitschriften scheinen zwar auf Interesse gestossen zu sein, aber zu einer Debatte kam es auch in diesen Medien nicht. Es gab auch wenig Grund dazu, stellten diese Entdeckungen doch weder für das moderne noch für das biblische Weltbild eine Bedrohung dar. Der *Christliche Volksbote* aus Basel vom 13. Dezember 1854 schloss eine ausführliche Zusammenfassung des ersten Pfahlbauberichts mit den Worten: «Die alten Celten, die einst wandelten, wo jetzt unsere Füsse gehen, waren Heiden, wie die Neuseeländer. Diese ihre Geräthe aber, welche uns von ihrem Daseyn erzählen, sie erinnern uns auch an Den, der seitdem gekommen ist, uns zu helfen, bei dessen Advent der Todesschatten des Heidenthums gewichen ist und erglänzte über unsern Bergen und Wäldern der Aufgang aus der Höhe, in dessen Lichte wir einhergehen viel glücklicher und begnadigter, als wir es selber wissen.» Noch ahnte die Christenheit nicht die Ungeheuerlichkeiten, welche nur fünf Jahre später Charles Darwin und andere von England aus verbreiten sollten.

War der Widerhall in der Allgemeinheit recht gross, so blieb er in der Fachpresse weitgehend aus, obwohl zumindest Troyon sich eifrig bemühte, die Entdeckung der Pfahlbauten auch im Ausland bekannt zu machen. Am 18. September 1854, wenige Tage nach Erhalt von Kellers Pfahlbaubericht, schrieb er an Friedrich Wilhelm Eduard Gerhard (1795–1867), den Herausgeber der *Archäologischen Zeitung* in Berlin, doch trotz wiederholter Zuschriften Troyons reichte es nicht zu mehr als zwei kurzen Erwähnungen mit Fussnoten im zugehörigen *Archäologischen Anzeiger*.¹⁷⁰ Die Passage «Die Sorgfalt helvetischer Alterthumsforscher lässt über die dortigen Spuren keltischer Vorzeit, in troglodytischen oder Pfahlbauten und steinernen Gräbern erhalten, mehr als über dortige Reste der Römerzeit uns vernehmen (...)» lässt durchblicken, dass Gerhard als klassischer Archäologe ob dieses Eifers mehr amüsiert denn interessiert war.¹⁷¹

Dem ersten Artikel in der *Revue Archéologique* liess Troyon am 22. Februar 1855 einen zweiten folgen, in dem er Pfähle und Steingeräte im verlandeten Bereich am Fuss des Mont de Chamblon bei Yverdon, zwei Kilometer vom aktuellen Seeufer entfernt, als Reste von Pfahlbauten deutete. Aus der aktuellen Distanz der römischen Ruinen zum Seeufer errechnete er die Verlandungsgeschwindigkeit und kam zum Schluss, dass

der steinzeitliche Pfahlbau spätestens im 15. Jahrhundert v. Chr. aufgegeben worden sein müsste.¹⁷² Am 24. Februar 1855 schrieb Troyon einen Brief gleichen Inhalts an die *Society of Antiquaries of London*.¹⁷³ Aufschlussreich ist seine Eröffnung, aus der ein unbedarfter Leser folgern musste, Troyon habe die Pfahlbauten selbst entdeckt: «I have already told you of my discoveries in the lakes of Switzerland, where the remains of piles are found which supported cabins above the surface of the water.» Gegenüber seinem Brief vom 6. Mai 1854 hatte er seine Meinung um 180 Grad gedreht, vertrat er nun doch explizit die Ansicht, dass sich der Seespiegel in den vergangenen drei bis vier Jahrtausenden nicht wesentlich verändert habe. Mehr als zur Kenntnis genommen wurden offenbar auch diese Artikel nicht, denn in keiner der beiden Zeitschriften findet sich in den nachfolgenden Ausgaben eine Reaktion darauf.

Im Herbst 1855 erhielt Ferdinand Keller von der *Society of Antiquaries of London* auf eine Anfrage hin den Bescheid, dass die Publikation einer englischen Übersetzung seines als «very interesting» bezeichneten Pfahlbauberichts sehr wünschenswert wäre, wegen der Kosten für die Wiedergabe der Tafeln aber unmöglich sei.¹⁷⁴ Das «very interesting» war vielleicht reine Höflichkeit, denn in den *Proceedings* der Society fand diese Korrespondenz keine Erwähnung. Hielt J. Akerman, der Sekretär der Gesellschaft, vielleicht seinen Briefpartner Troyon für den wahren Entdecker?

Aber auch in der Schweiz kehrte vorläufig Ruhe ein. Der im Frühjahr 1855 von Keller mitgegründete *Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde* druckte die erste Meldung zu Pfahlbauten – man lese und staune – im Juniheft des Jahres 1858! Keller publizierte in der Zwischenzeit zwar eine Reihe von Artikeln, aus denen aber hervorgeht, dass er sich bereits ganz seiner Abhandlung zu den römischen Siedlungen der Ostschweiz widmete. Offenbar war selbst Keller das grosse Potenzial der Seeufersiedlungen für die Archäologie noch nicht wirklich bewusst, und so konnte er auch nicht ahnen, dass sein Name dereinst so eng mit den Pfahlbauten verbunden sein würde, dass der Rest seines wissenschaftlichen Lebenswerks fast völlig in Vergessenheit geraten sollte.

Die Menschheit entdeckt ihre Herkunft

Die Pfahlbauten fanden zunächst wohl deshalb kein grösseres Echo ausserhalb der Schweiz, weil sie isoliert dastanden, denn als vorerst rein schweizerisches Phänomen interessierten sie im Ausland nicht wirklich. Auch hatten sie keinen Platz in der historischen Perspektive der meisten Leute, die noch mit den Römern und Griechen anfang, was sich aber bald ändern sollte.

Das allmähliche Bekanntwerden der Pfahlbauten

Im Sommer 1856 wurden unter tatkräftiger Mithilfe der Westschweizer Archäologen die ersten Pfahlbauten in Frankreich entdeckt: «J'étais dans ce moment à Anneci où avait lieu une réunion de la société savoisiennne d'histoire et d'archéologie. Je dois vous dire à ce sujet que ces Messieurs m'ayant demandé de leur parler de nos antiquités

suissses, je les ai entretenus des habitats lacustres, ce qui m'a donné l'occasion de leur parler de vous et de leur dire que j'étais à peu près certain qu'ils trouveraient des débris pareils dans leurs lacs, entre autre celui d'Anneci. Aussitôt, on mentionne l'existence de plusieurs pilotis, et le lendemain, toute la société se rend en bateau sur l'un de ces points. Je reconnais de suite notre affaire avec la poterie caractéristique. Le jeune Gosse se jette à l'eau, rapporte deux fragments identiques à ceux de nos vases des lacs. La détermination était complète, et tous ces MM étaient d'une joie folle. Il faut dire que nous venions de diner fort bien et qu'il y avait pour eux tout le mérite de la nouveauté. Quoiqu'il en soit, la ville d'Anneci a voté 200 ff pour commencer les recherches.»¹⁷⁵ Einmal mehr zeigte es sich, dass Begriff (Troyons Artikel in der *Revue Archéologique*) und Anschauung (die Sichtung der Pfähle im Lac d'Annecy) allein wenig nützen, sondern dass diese zusammenfinden müssen. Ähnlich war es am Bodensee. Erst als die Leute aus den Zeitungen von den schweizerischen Pfahlbauten erfuhren, verfügten sie über einen Begriff, mit dem sie die von Löhle schon lange herumgezeigten Steingeräte einordnen konnten. Dadurch ermutigt begann Löhle 1856 mit den ersten Ausgrabungen in Wangen. Als William Robert Willis Wilde (1815–1876), angesehener Mediziner, Historiker und nebenbei Vater von Oscar Wilde, über die schon länger bekannten Crannogs in Irland arbeitete, machte ihn Rudolf Thomas Siegfried, Sanskritprofessor am Trinity College in Dublin, auf Kellers Pfahlbaubericht aufmerksam.¹⁷⁶

Während nun das Phänomen der Pfahlbauten langsam in Europa wahrgenommen wurde, entdeckte und untersuchte man in der Schweiz immer mehr dieser Plätze. Dabei kam nun auch den organischen Resten die gebührende Aufmerksamkeit zu, was neue Fenster in die Vorgeschichte öffnete. Als Keller die neuesten Informationen zu den Pfahlbauten in einem zweiten Bericht zusammenstellte, musste er seine im ersten Pfahlbaubericht getroffenen Feststellungen zur Kultur ihrer Bewohner stark revidieren.¹⁷⁷ Schon in den ältesten Pfahlbauten waren Knochen von Haustieren wie Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen stark vertreten, was auf eine geregelte Viehzucht schliessen liess. Auch der Ackerbau trug mit Getreide, Hanf und Flachs mehr zum Lebensunterhalt der Menschen bei, als Keller zunächst angenommen hatte.

Albert Way, Sekretär des *Archaeological Institute* in London, war einer der ersten, der im Sommer 1858 bei einem Besuch in Zürich von diesen bahnbrechenden Ergebnissen erfuhr: «How delighted I was with my visit to you and all the interesting things which you told me and showed me. It is one of the few agreeable recollections of my journey, which has not been all couleur de rose. To have had the long desired satisfaction of making your acquaintance and witnessing all the good results of the efforts which you have directed in Switzerland. I may say with the greatest sincerity that we do not things in Old England with such spirit and success.»¹⁷⁸ Grosse Worte, doch Ways letzter Satz sollte schon bald Lügen gestraft werden.

1859 – Annus Mirabilis der Naturwissenschaften

Im Kielwasser des zweiten Pfahlbauberichts von 1858 erschienen ab dem Frühjahr 1859 quer durch Europa Artikel, welche die Schweizer Pfahlbauten thematisierten.¹⁷⁹ In einer Abhandlung über Inschriften in keltischer Sprache übersetzte der Autor die

Wörter «cantabona» und «canecosedlon» als «édifices lacustres» und verband sie gleich mit den Seeufersiedlungen der Schweiz.¹⁸⁰ So zweifelhaft diese Ausführungen auch sein mögen, sie belegen immerhin die zunehmende Bekanntheit der Pfahlbauten.

Im gleichen Jahr wurden in England bahnbrechende wissenschaftliche Arbeiten in zwei thematisch verwandten Bereichen veröffentlicht, welche die Sicht auf den Menschen und seine Stellung in der Welt grundlegend verändern sollten. Seit 1858 hatten angesehene englische Geologen immer wieder Fundstellen in England und Frankreich besichtigt, an denen Steingeräte und fossile Knochen ausgestorbener Tiere gefunden wurden, und sich nach und nach davon überzeugt, dass diese gleichzeitig sein mussten. Von den möglichen Konsequenzen erschreckt zögerten sie aber noch bei der Interpretation. In einem Vortrag vor der *Society of Antiquaries of London* am 2. Juni 1859 zum Beispiel kam J. Evans zwar zum Schluss, dass diese Steingeräte von Menschenhand geformt waren und tatsächlich gleichzeitig mit Knochen längst ausgestorbener Tiere in ungestörte geologische Schichten gelangt waren. Er wollte sich aber nicht festlegen, ob man deswegen das Auftreten des Menschen weit vor die Zeit der ägyptischen und chinesischen Geschichtsschreibung legen sollte, oder ob die ausgestorbenen Tiere länger überlebt hatten, als bisher angenommen.¹⁸¹

Noch revolutionärer war die These der biologischen Evolution, die in zwei inhaltlich ähnlichen und deshalb am 1. Juli 1858 vor der *Linnean Society* in London in der gleichen Sitzung verlesenen Manuskripten von Charles Darwin und Alfred Wallace vertreten wurden. Obschon sie noch im gleichen Jahr im Journal dieser Gesellschaft abgedruckt wurden, lösten sie vorerst noch keine Reaktionen aus. Erst das Erscheinen von Darwins Buch *The Origin of Species* im November 1859 lieferte eine profunde Argumentation für die Evolutionstheorie und setzte eine heftige weltanschauliche Auseinandersetzung in Gang, in der die Vertreter des biblischen Weltbildes schliesslich unterliegen sollten. Auch wenn Darwin – wie Keller ursprünglich zum Pfarrer ausgebildet – es noch nicht ausdrücklich schrieb, so wurde nun doch den meisten Biologen klar, dass der Mensch mit den Tieren verwandt ist.

Im sich neu formierenden Weltbild erhielten auch die Pfahlbauten einen festen Platz. Sie waren das Bindeglied zwischen den ältesten Menschen mit primitiven Steingeräten und dem Einsetzen der Geschichtsschreibung in Europa. «Archaeology forms the link between Geology and History – the past and the present.»¹⁸² Durch die Integration der Pfahlbauten auch in die populären Darstellungen der neuen, evolutionistischen Weltgeschichte wurden sie nun auch international breiten Teilen des Bildungsbürgertums bekannt. Die Funde aus den Pfahlbauten wurden zu einer gesuchten Ergänzung naturhistorischer und archäologischer Sammlungen rund um den Globus, mit allen zugehörigen Konsequenzen.

Ferdinand Keller als Entdecker einer neuen Welt

Weil sich die Pfahlbauforschung während der ersten zehn Jahre vor allem in der Schweiz und am Bodensee abspielte, liefen weiterhin alle Fäden bei Keller zusammen. Da waren einmal die vielen archäologisch Interessierten, die schon länger mit ihm in Korrespondenz standen. Aber auch Leute, die Keller unbekannt waren, schrieben ihm,

als dem Verfasser des ersten Pfahlbauberichts, wenn sie einen Pfahlbau entdeckt hatten, und baten um sein Urteil. Bald schon hatte sich so viel Neues angesammelt, dass Keller 1858 einen zweiten Pfahlbaubericht herausgab. Dieses Verfahren wurde quasi institutionalisiert und bis zu Kellers Tod sollten noch sechs weitere Pfahlbauberichte folgen. In diesen bündelte Keller jeweils Beiträge verschiedener Forscher, die er mit seinen begleitenden Kommentaren zu einem Gesamtbild der Pfahlbaukultur nach dem aktuellen Stand der Forschung verband.

Ab den späten 1850er-Jahren beschäftigten sich auch immer mehr Biologen mit den organischen Resten der Pfahlbauten und publizierten die Ergebnisse ihrer Forschungen in Artikeln und Monographien, die weit über die Schweiz hinaus zur Kenntnis genommen wurden.¹⁸³ Die Existenz von reinen stein-, bronze- und eisenzeitlichen Plätzen am gleichen See verhalf dem nordischen Drei-Perioden-System auch in Mitteleuropa zum Durchbruch. Weitere kleine und grosse Neufunde wie der Nachweis von Weberei¹⁸⁴ oder gar von Kupferverarbeitung¹⁸⁵ in steinzeitlichen Dörfern hauchten der Welt der Pfahlbauer immer mehr Leben ein. Das Thema wurde rasch so populär, dass es schwierig ist, die Übersicht über die seit 1860 erschienenen Publikationen zu wahren. Der Hauptgrund für das grosse Interesse liegt im tiefen Einblick, den das Material und nicht zuletzt die von Keller mitinitiierte naturwissenschaftliche Auswertung desselben in das Leben und Wirken längst vergessener Menschen gab. Oder in zeitgenössischen Worten: die Entdeckung der Pfahlbauten «gibt uns so reichliche und zuverlässige Aufschlüsse über die Cultur, das Leben und Schaffen dieser Periode, als es nur eine geschriebene Darstellung thun könnte».¹⁸⁶ Ein ungeheures Faszinosum: Längst totes Material aus der Zeit vor der Erfindung der Schrift wird mit Hilfe der Wissenschaften wieder zum Sprechen gebracht.

Das Werk lobt den Meister und in diesem Sinne sind auch die Urteile über Kellers Wirken zu verstehen. «Le savant antiquaire sortait ainsi de l'oubli plusieurs milliers d'années de l'histoire de l'humanité, et un monde inconnu apparaissait soudain: c'était toute une révélation!»¹⁸⁷ Auch eine passende Metapher liess nicht lange auf sich warten: «Nouveau Christophe Colomb, après avoir découvert, en 1854, un monde complètement inconnu, le monde lacustre, M. le Dr Keller a tenu toujours le public au courant de toutes les découvertes au moyen de ses Rapports successifs, ornés de belles planches, mais malheureusement pour nous, écrits en allemand.»¹⁸⁸ Sogar in der *Zürcher Freitagszeitung* vom 15. Dezember 1865 wurde der Prioritätsanspruch Albert Jahns¹⁸⁹ damit abqualifiziert, dass «gar mancher Amerigo den Kolumbus in den Hintergrund des Ruhmes drängen» möchte.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Gleichsetzung Ferdinand Kellers mit Christoph Kolumbus als Entdecker bisher unbekannter Welten – so schmeichelhaft sie für den ersteren auch ist – nicht die einzige Parallele ist, die man zwischen ihnen ziehen kann. Beide hatten Vorläufer, die schon vor ihnen einen Blick auf das neue Land werfen konnten, sich aber nicht weiter damit beschäftigten und es auch nicht verstanden, in anderen Menschen Interesse dafür zu wecken. Und so, wie Kolumbus glaubte, er habe Indien erreicht, war Keller davon überzeugt, die von ihm gefundenen und zu neuem Leben erweckten Siedlungen seien inselartig über dem Wasser errichtet worden. Beide haben sich im Urteil über ihre Entdeckung geirrt, aber beide haben andere Leute dazu inspiriert, Neuland zu betreten und zu erforschen. Und in beiden

Fällen musste der Idealismus der Pioniere vor der Habgier der Nachdrängenden kapitulieren, zumindest für einige Zeit.

Anmerkungen

- 1 Aus dem Begleitbrief F. Kellers zur autobiographischen Skizze an J. Baechtold vom 24. Juli 1880, dessen erste Seite in das betreffende Heft eingeklebt ist.
- 2 Archiv AGZ, Mappe C 67, Nr. 10. Mit geringen redaktionellen Änderungen abgedruckt in der Beilage zur «Allgemeinen Zeitung» (Augsburg), Nr. 290 vom 29. Juli 1881, 3073–3074.
- 3 Meyer von Knonau 1882; *Largiadèr* 1932, 15–46.
- 4 Wann und weshalb er seinen ersten Vornamen Johann ablegte, ist unbekannt.
- 5 *Largiadèr* 1932, 16.
- 6 *Largiadèr* 1932, 19.
- 7 Adams 1879, 3–8.
- 8 Meyer von Knonau 1882, 35.
- 9 Dankschreiben der katholischen Baukommission vom 7. August 1843 im Archiv der AGZ (ohne Signatur).
- 10 Ab 1869 unter dem Titel «Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde».
- 11 Beilage zur «Allgemeinen Zeitung» (Augsburg), Nr. 290 vom 29. Juli 1881, 3073.
- 12 Archiv der ETH Zürich Hs 04a:758–774.
- 13 Edouard Desor (1811–1882). Geologe und Paläontologe, der sich nach seinen Studienreisen (u.a. in den Vereinigten Staaten) in Neuchâtel niederliess und sich immer wieder auch mit Ethnologie und besonders mit Archäologie beschäftigte.
- 14 Brief von F. Keller an A. Escher von der Linth vom 6. November 1839, Archiv der ETH Zürich, Hs 04a:764.
- 15 Brief von F. Keller an A. Nüscheler vom 18. August 1844. Korr. AGZ Bd. 3, Nr. 80.
- 16 Protokollauszug mit F. Kellers Wahl zum Mitglied des Erziehungsrats im Archiv AGZ.
- 17 Johann Lukas Schönlein (1793–1864) war von 1833 an Professor für Medizin an der Universität Zürich, wechselte 1839 nach Berlin, und gilt als einer der Begründer der wissenschaftlichen Medizin.
- 18 Lorenz Oken (1779–1851) war von 1833 bis 1851 Professor für Naturgeschichte und erster Rektor der Universität Zürich.
- 19 Archiv der ETH Zürich, Hs 04a:762.
- 20 Brief von F. Keller an A. Escher von der Linth vom 26. Oktober 1839. Archiv der ETH Zürich, Hs 04a:763.
- 21 Meyer von Knonau 1882, 35.
- 22 *Largiadèr* 1932, 74.
- 23 Briefe von Schulthess-Schulthess an ungenannten Adressaten vom 18. Juli und 14. August 1849, Korr. AGZ Bd. 7, Nr. 177 und 181.
- 24 Zum Beispiel Haller 1811–1812.
- 25 Pupikofer 1828, 10.
- 26 Brömmel 1836.
- 27 Wiedemer 1965, 42–46.
- 28 Archiv AGZ, Berichtbuch der AGZ, Bd. I, 263.
- 29 Brief von Oberst Fischer in Schaffhausen an F. Keller vom 26. Dezember 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 5.
- 30 Müller 1990, 16f.
- 31 Finsler 1882, 44.
- 32 Ebd.
- 33 Keller 1837.
- 34 Die Nummerierung reichte bis 20, weil wegen eines Druckfehlers die Nr. 18 übersprungen wurde.

- 35 Brief von F. Troyon an F. Keller vom 21. Mai 1841. Korr. AGZ Bd. 2, Nr. 140: «J'ai l'avantage de vous envoyer un exemplaire de la circulaire répandue par la commission archéologique dans toutes les communes du canton de Vaud. Vous pourrez voir que nous avons suivi assez fidèlement les questions adressées par votre société, questions que j'ai reçues l'année dernière de Monsieur G. Meyer d K.»
- 36 Exzerpte aus 56 dieser Bogen finden sich im Berichtbuch II, 32–75, im Archiv der AGZ. Eduard Lutz (1825–1879) und seine archäologische Tätigkeit im Kanton Bern scheinen fast vollständig vergessen zu sein, dabei nennt Jahn 1850, X, die «Lutz'sche Korrespondenz» als seine wichtigste Quelle nächst Haller 1811–1812.
- 37 3. Bericht über die Verrichtungen der AGZ vom 1. Juli 1846 bis 1. Juli 1847, 3.
- 38 Angedeutet bei Meyer von Knonau 1882, 35.
- 39 Zimmermann 1992, 60.
- 40 Brief von F. Keller an ungenannten Adressaten vom 10. November 1846. Korr. AGZ Bd. 4, Nr. 140.
- 41 Brief von F. Keller an unbekanntem Adressaten vom August 1845. Korr. AGZ Bd. 4, Nr. 138.
- 42 Aus dem Vorwort der ersten Nummer des «Anzeigers für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde» vom April 1855.
- 43 Brief von F. Keller an J. Messikommer vom 22. November 1859, Archiv AGZ, Nr. 11, im Band mit Briefen Kellers an Messikommer. Transkription Kurt Altorfer, Wetzikon.
- 44 Keller 1839, 3.
- 45 Keller 1853, 190.
- 46 Keller 1853, 190.
- 47 Keller 1846, 58.
- 48 Keller 1853, 190f.
- 49 Keller 1853, 191.
- 50 Keller 1853, 191.
- 51 Keller 1853, 175.
- 52 Keller 1853, 176.
- 53 Brief von F. Keller an ungenannten Adressaten vom 22. Juni 1852. Korr. AGZ Bd. 8, Nr. 81.
- 54 Keller 1860c; Keller 1863b; Keller 1863c; dazu zahlreiche Artikel im «Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde».
- 55 Schuchhardt 1909, 215
- 56 Troyon 1858, 27.
- 57 Desor 1864, 16, Anm. 2.
- 58 Brief von Jos. Boelsterli, Pfarrer in Sempach, an F. Keller vom 25. Juli 1854. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 83.
- 59 Sacken 1865, 7.
- 60 Hagenow 1865, 4f.
- 61 Rüschi 1999, 127, 142; freundl. Hinweis von Dr. Rudolf Gamper, Bibliothekar der Vadianischen Sammlung in St.Gallen.
- 62 Speck 1981, 98.
- 63 Rorschach: Grüninger/Schindler/Eberschweiler 1998; Arbon: Hochuli 1994, 11, Abb. 1.
- 64 Deicke 1862, 16.
- 65 Keller 1863a, 179.
- 66 Schlichtherle 1988, 23f.
- 67 Speck 1981, 98.
- 68 Ischer 1928, 10, Anm. 1.
- 69 Ischer 1928, 9f.
- 70 Ischer 1928, 11–14.
- 71 Ischer 1928, 11.
- 72 Jahn 1850, 33.
- 73 Jahn 1850, 34f.
- 74 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 5. Januar 1855. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 23.
- 75 Brief von F. Schwab an F. Keller vom 17./19. Dezember 1865. Korr. AGZ Bd. 26, Nr. 287.
- 76 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 17. März 1854. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 9.
- 77 Ischer 1928, 15.

- 78 Müller 1850.
- 79 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 5. Januar 1855. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 23.
- 80 Keller 1872, 330.
- 81 Keller 1858, 111f.
- 82 Keller 1836 57–64.
- 83 Bühlmann 1983, 102.
- 84 Als Anhang I in Keller 1870, 8–10.
- 85 Keller 1854, 86.
- 86 Brief von A. Jahn an F. Keller vom 25. Februar 1844. Korr. AGZ Bd. 3, Nr. 68.
- 87 Brief von F. Keller an Ing. Schulthess vom 24. März 1844. Korr. AGZ Bd. 3, Nr. 73.
- 88 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 25. Dezember 1849. Korr. AGZ Bd. 7, Nr. 138.
- 89 Müller 1850, 41.
- 90 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 12. Juni 1851. Korr. AGZ Bd. 8, Nr. 125.
- 91 Brief von G. Escher von Berg an F. Keller vom 11. Juni 1851. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 168.
- 92 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom Januar 1852. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 3.
- 93 Brief von F. Schwab an F. Keller vom 16. Dezember 1854. Korr. AGZ Bd. 13, Nr. 51.
- 94 Aus unterschiedlichen Perspektiven dargestellt in Aeppli 1870 und Keller 1870.
- 95 Aeppli 1870, 2.
- 96 Keller 1870, 9.
- 97 Aeppli 1870, 4. Wie dieser Besuch verlief, wissen wir nicht genau, wir kennen nicht einmal das genaue Datum. Aepplis erster Brief ist bereits 1870 nicht mehr aufzufinden, und auch die kurzen Notizen sind verschollen, die F. Keller von Meyer-Ochsner und Escher erhielt. Arnold Eschers Agenda könnte wohl weiteren Aufschluss geben, doch fehlte ausgerechnet jene für das Jahr 1854 bereits, als sein Nachlass im ETH-Archiv eingeordnet wurde. Nach den vorhandenen Angaben müsste es vier Tage nach der Monatsmitte, d.h. um den 19. Januar 1854 gewesen sein.
- 98 Keller 1870, 6.
- 99 Keller 1870, 4.
- 100 Martin-Kilcher 1979, 5.
- 101 Antwortschreiben Troyons an Keller vom 13. und 23. Februar. Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 30 und 31.
- 102 Im Protokoll nur als «erläuternde Bemerkungen» beschrieben, Titel nach Largiadèr 1932, 219.
- 103 Sitzungsprotokoll vom 25. Februar 1854 im Archiv der AGZ.
- 104 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 17. März 1854. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 9.
- 105 Zeichnungsbücher der AGZ, «Pfahlbauten» Bd. 1, Nr. 76.
- 106 Eberschweiler 1990, 181.
- 107 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 12. Mai 1854. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 11.
- 108 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 17. Mai 1854. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 12.
- 109 Brief von F. Troyon vom 6. Mai 1854, teilweise übersetzt und abgedruckt in: Proceedings of the Society of Antiquaries of London, vol. III, 1853–1856, 102.
- 110 Troyon 1860, 4.
- 111 Brief von F. Troyon an F. Keller vom 23. Mai 1854. Korr. AGZ Bd. 14 Nr. 34.
- 112 Im Frühjahr und Sommer 1848 liess Gustaf von Bonstetten die grössere Grabhügelgruppe bei Ins (Bern) ausgraben, während E.F. Müller nur noch die kleinere sowie einige einzeln stehende Hügel untersuchen lassen konnte. Müller hegte zudem den Verdacht, dass seine Arbeiter Funde unterschlugen, um sie an jemand anderen, vermutlich Bonstetten, zu verkaufen. Quellen: Briefe der beiden Protagonisten an F. Keller im Archiv AGZ.
- 113 Brief von A. Jahn an F. Keller vom 1. Juli 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 131.
- 114 Brief von F. Keller an einen ungenannten Adressaten, wahrscheinlich Meyer-Ochsner, vom 5. Juli 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 156.
- 115 Brief von F. Troyon an F. Keller vom 12. Juli 1854. Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 36.
- 116 Troyon 1854.
- 117 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 17. Juli 1854. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 15.
- 118 Brief von F. Schwab an F. Keller vom 21. August 1854. Korr. AGZ Bd. 13, Nr. 49.
- 119 In vielen Publikationen wird für dieses Ereignis der 22. Mai 1854 genannt. Dieses Datum bezieht sich

- aber nicht auf den Tauchgang, sondern auf die Entdeckung des Pfahlbaus von Morges, siehe oben S. 44. Aus der Korrespondenz im Archiv der AGZ geht hervor, dass Morlot den Tauchapparat im Sommer 1854 konstruierte und sich die dafür benötigten Materialien erst noch beschaffen musste, wobei die Gummischläuche anscheinend am längsten auf sich warten liessen. Nach einem Brief Troyons vom 11. August 1854 (Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 38) fanden erste Funktionstests wohl Ende Juli oder anfangs August statt. Der auf dem bekannten Aquarell (u.a. Martin-Kilcher 1979, Abb. 10) dargestellte Tauchgang ist auf dem Blatt selbst auf den 24. August 1854 datiert.
- 120 Ruoff 1981, 62.
 - 121 Brief von F. Keller an A. Jahn von Anfang September 1854. Nachlass Jahn im Schweizerischen Literaturarchiv Bern, A. Jahn, Archäolog. u. histor. Korrespondenz. Ms Lq 27. Transkription nach Martin-Kilcher 1979, 8.
 - 122 Keller 1854, 73.
 - 123 Keller 1854, 81.
 - 124 Ludwig Ettmüller in: Keller 1870, 9.
 - 125 Troyon 1854, 374.
 - 126 Keller 1854, 97.
 - 127 Arnold 1995, 177.
 - 128 Keller 1854, 87.
 - 129 Keller 1854, 98.
 - 130 Brief von F. Troyon an F. Keller vom 9. September 1854. Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 40.
 - 131 Keller 1854, Taf. 4,23.
 - 132 Keller 1854, 67.
 - 133 Keller 1858, 113.
 - 134 Keller 1860b, I.
 - 135 Keller 1860b, I.
 - 136 Keller 1861, 3.
 - 137 Troyon 1860, 417–424.
 - 138 Keller 1863a, 185.
 - 139 Desor 1865, 131–134.
 - 140 Gemeint ist Concise am Neuenburgersee, der erste bekannt gewordene steinzeitliche Pfahlbau der Westschweiz, dessen Fundmaterial sich mit Meilen messen konnte.
 - 141 Staub 1864, 34f.
 - 142 Keller 1854, 82.
 - 143 Keller 1866, 254.
 - 144 Keller 1858, 144.
 - 145 Brief von J. Aepli an F. Keller vom 20. März 1854. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 10.
 - 146 Brief von J. Aepli an F. Keller vom 23. Februar 1854. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 6.
 - 147 Was auch zu einem Konflikt mit zumindest einem der Arbeiter führte. Briefe von J. Aepli an F. Keller. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 6,8,10.
 - 148 Brief von J. Aepli an F. Keller vom 20. März 1854. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 10.
 - 149 Keller 1839, 1–3.
 - 150 Keller 1846.
 - 151 Brief von A. Jahn an F. Keller vom 31. August 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 132.
 - 152 Brief von A. Jahn an F. Keller vom 19. September 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 133.
 - 153 Brief von F. Keller an A. Jahn von Anfang September 1854. Nachlass Jahn im Schweizerischen Literaturarchiv Bern, A. Jahn, Archäolog. u. histor. Korrespondenz. Ms Lq 27. Transkription nach Kaenel 1979, 23.
 - 154 Brief von A. Jahn an F. Keller vom 19. September 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 133.
 - 155 Brief von A. Jahn an F. Keller vom 19. September 1854. Korr. AGZ Bd. 10, Nr. 133.
 - 156 Brief von A. Jahn an ungenannten Adressaten vom 15. Oktober 1843. Korr. AGZ Bd. 3, Nr. 66.
 - 157 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 5. Januar 1855. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 23. Die erwähnten Briefe Jahns gingen wohl wieder an Müller zurück, denn sie liegen nicht im Archiv der AGZ.
 - 158 Keller 1870, 5f.

- 159 Jahn 1865.
- 160 Brief von F. Troyon an F. Keller vom 9. September 1854. Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 40; Martin-Kilcher 1979, 7, las das Datum als 9. Juli 1854, was zu falschen Schlüssen führen kann. Die etwas krakelige Monatsangabe ist als «7bre», d.h. «septembre», zu lesen.
- 161 Brief von E.F. Müller an F. Keller vom 2. Oktober 1854. Korr. AGZ Bd. 12, Nr. 8.
- 162 Brief von D. Meyer an F. Keller vom 5. Oktober 1854. Korr. AGZ Bd. 11, Nr. 106.
- 163 Brief von J.K. Mörikofer an F. Keller vom 8. Oktober 1854. Korr. AGZ, Bd. 11 Nr. 141.
- 164 Brief von A. Morlot an F. Keller vom 28. Oktober 1854. Korr. AGZ Bd. 11, Nr. 177.
- 165 Brief von E. Desor an F. Keller vom 17. Januar 1855. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 140c.
- 166 Zum Beispiel Keller 1870, 5.
- 167 Vouga 1854, 836f.
- 168 Keller 1858, 133.
- 169 Vouga 1854, 839.
- 170 Archäologischer Anzeiger zur Archäologischen Zeitung (Berlin), Nr. 70–72 für Oktober–Dezember 1854, 506 & Nr. 73 für Januar 1855, 2.
- 171 Archäologischer Anzeiger zur Archäologischen Zeitung (Berlin), Nr. 85 für Januar 1856, 130.
- 172 Troyon 1855.
- 173 Teilübersetzung abgedruckt in den Proceedings of the Society of Antiquaries of London, vol. III, 1853–1856, 169f.
- 174 Antwortschreiben von J. Akerman, Secretary of the Society of Antiquaries of London, an F. Keller vom 28. November 1855. Korr. AGZ Bd. 9, Nr. 1.
- 175 Brief von F. Troyon an F. Keller vom 22. September 1856. Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 59.
- 176 Wilde 1857, 233–235.
- 177 Keller 1858, 135–140.
- 178 Brief von Albert Way an F. Keller vom 14. Juli 1858. Korr. AGZ Bd. 14, Nr. 121.
- 179 Zum Beispiel Runge 1859; Janssen 1859; Wylie 1859.
- 180 Pictet 1859, 35, 38, 45.
- 181 Evans 1859.
- 182 Lubbock 1862, 1.
- 183 Rütimeyer 1860; Heer 1866.
- 184 Keller 1860a.
- 185 Keller 1876.
- 186 Sacken 1865, 47.
- 187 Thioly 1867, 4.
- 188 Mortillet 1864, 127.
- 189 Jahn 1865.